VI. Jahrg. Februar—März 1932 Nr. 2/3

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Alice Bálint

Die Psychoanalyse des Kinderzimmers

Das Kinderzimmer und die Erwachsenen — Die Erziehung der Triebe — Der Ödipuskomplex — Der Kastrationskomplex — Die Identifizierung — Die Eroberung der Außenwelt — Das Kind und seine Erzieher — Die Befreiung des Kindes

Preis dieses Doppelheftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

A. J. Storfer
Wien I, In der Börse

Schriftleiter: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 9·—*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr 9·—*

In Vorbereitung befindliches Sonderheft:

„Spielen und Spiele"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-
ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VI. Jahrgang | Februar—März 1932 | Heft 2/3

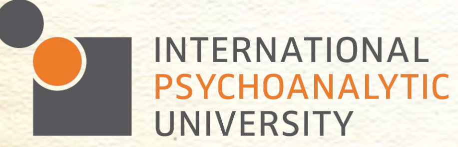
Die Psychoanalyse des Kinderzimmers

Von Alice Bálint, Budapest

EINLEITUNG

Das Kinderzimmer und die Erwachsenen

Bei den Kulturvölkern ist das Kinderzimmer eines der geheimnisvollsten Dinge. Es hat seine eigene Sprache, seine besonderen Sitten und seine ganz speziellen Probleme. Dies ist auch nicht zu verwundern. Ist doch das Kinderzimmer recht eigentlich der Treffpunkt der Urzeit und der Zivilisation. Hier geschieht Tag für Tag das Wunder der Umwandlung des ungebändigten Urmenschen in ein Kulturwesen. Weniger verständlich ist es hingegen, daß sowohl das Kind wie auch die mitwirkenden Erwachsenen ihre Tätigkeit im Kinderzimmer mit Verschämtheit behandeln und sie so bald als möglich in Vergessenheit geraten lassen. Beinahe so, wie z. B. Emporkömmlinge gern jene Zeit vergessen, da sie noch nicht mit Messer und Gabel umzugehen verstanden. Diesen Vergleich kann man noch weiter fortsetzen. Ebenso wie die zu einer höheren gesellschaftlichen Stufe Gelangten gerne glauben machen, sie wären immer vornehm gewesen, so möchte jeder gerne denken, daß er schon in der Wiege ein Kulturwesen war. Vielleicht liegt hier die psychologische Ursache dafür, daß es die Menschen viel früher zu interessieren anfing, was sie wohl an Kulturanlagen von ihren Vorfahren geerbt haben konnten, als die Frage, wie sie selbst beschaffen wären, mit anderen Worten: daß die Vererbungslehre der Psychologie zuvorgekommen ist. Wenn es sicher ist, daß die Kultureigenschaften von Anfang an in uns vorhanden sind, so können wir leichter über die kurze Übergangszeit hinweggleiten, in der wir alle Wilde waren. Daß aber auch in der Entwicklung der Wissenschaft Gefühle, in diesem Falle Eitelkeitsmomente eine Rolle spielen, dafür haben wir ein gutes Beispiel, in der Geschichte des Darwinismus.



So gibt es, obwohl die meisten Menschen eine doppelte Rolle im Kinderzimmer spielen, erstens als Kinder und später als Erzieher, kaum noch etwas, von dem so ungern gesprochen wird, als von dieser rätselhaften Welt in unserer Welt.

Dieser Gefühlseinstellung ist es zum Teil zuzuschreiben, daß Freud erst über einen großen Umweg zu authentischen Angaben über das Kindesalter gelangte. Die ersten Aufklärungen wurden nicht von dem Kinderzimmer geliefert, sondern von erwachsenen Neurotikern, in deren Analyse es sich herausstellte, daß die Entstehung ihrer Krankheit mit Ereignissen ihrer frühesten Kindheit zusammenhängt. Diese an sich schon recht merkwürdige Tatsache erscheint noch merkwürdiger dadurch, daß die Kranken sich an die für sie so wichtigen Erlebnisse vor der Kur gar nicht erinnerten oder aber deren Bedeutung nicht ahnten. Auf Grund solcher Erfahrungen entdeckte Freud die Verdrängung, als Abwehrmaßnahme gegen das Bewußtbleiben gewisser peinlicher Erlebnisse. Diese Erfahrungen veranlaßten ihn, sich mit immer größerem Interesse dem Seelenleben der ersten Lebensjahre zuzuwenden. Seine Forschungen hatten noch ein — nicht weniger überraschendes — Ergebnis. Es zeigte sich, daß die Kindheit der Gesunden nicht wesentlich verschieden ist von der der Kranken, d. h. daß wir alle dieselbe Entwicklung durchmachen und die mit der Entwicklung einhergehenden Konflikte zum Teil ebenso mit Hilfe der Verdrängung erledigen, wie die Kranken. Krankheit und Gesundheit unterscheiden sich in der Hauptsache bloß durch die verschiedene Intensität der Konflikte, und den Grund zu deren Verstärkung bildet zumeist nicht die innere Anlage, sondern eine von außen kommende Erschütterung — das Trauma.

Mit der Entdeckung der Verdrängung wurde noch eine recht allgemeine menschliche Eigenschaft in ein neues Licht gerückt, der vor Freud niemand viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nämlich die, daß der normale Erwachsene sich in den seltensten Fällen an seine ersten vier bis fünf Lebensjahre erinnert. Im allgemeinen war man der Meinung, daß dieser Gedächtnismangel einfach mit der niedrigen Intelligenzstufe des kleinen Kindes zu erklären wäre. Diese Auffassung wird noch unterstützt durch den Umstand, daß diese wenigen Erinnerungsfetzen, die uns aus unserer Kindheit im Bewußtsein geblieben sind, meistens sinnlose, unzusammenhängende oder ganz banale Dinge enthalten. Für den Erwachsenen ist diese merkwürdige Auswahl der Erinnerungen ganz unverständlich. Entscheidende Ereignisse unserer Kindheit gehen scheinbar spurlos über uns hinweg, während einzelne unbedeutende Eindrücke aus derselben Zeit ein ganzes Leben lang unauslöschbar in uns verbleiben. All dies spricht tatsächlich für die allgemeine Auffassung; doch gibt es zu denken, daß das Verhalten des Kindes in keiner Weise mit dieser Auffassung übereinstimmt. Das normale kleine Kind ist neugierig, aufgeweckt, wißbegierig. Seine treffenden Bemerkungen, seine überströmenden Gefühle zeigen in gleicher Weise den Reichtum seines Seelenlebens. Es ist naseweis, d. h. es

will überall dabei sein. *Enfant terrible* — es merkt alles und bringt es zur Rede. Es ist mißtrauisch und kritisch, d. h. es kann die Ereignisse in Evidenz halten. Mangel an Verstand kann also kaum der Grund dafür sein, daß wir nur hie und da einige unzusammenhängende Gedächtnisfetzen aus unserem vielleicht reichsten und ereignisvollsten Lebensalter behalten. Heute wissen wir schon, daß dieser hochgradige, sich auf mehrere Jahre erstreckende Erinnerungsausfall auf die Verdrängung zurückzuführen ist. Und wir wissen auch, welcher Art die Erlebnisse sind, derentwegen die ganze frühe Kindheit zu einem Gegenstande der Verdrängung wird.

In der Einstellung der Erwachsenen zum Kinderzimmer spielt die Verdrängung eine sehr wichtige Rolle. Die Verdrängung der eigenen Kindheitserinnerungen bildet nämlich das größte Hindernis, das Kind, wie es wirklich ist, kennenzulernen. Wir wollen an unseren Kindern nichts sehen, was uns aus unserem eigenen Bewußtsein auszumerzen gelang, und drängt es sich uns dennoch auf, so können wir es nicht anders zur Kenntnis nehmen denn als ein Greuel, das man verfolgen muß. Wie sich die strahlenden Götter des Olymp in der Welt der christlichen Priester in schwarze Teufel verwandelt hatten, so wurde aus jenen kindlichen Triebäußerungen, die der Erziehung und der Zivilisation zum Opfer fielen (d. h. verdrängt wurden), lauter Sünde und Bosheit. Dies bezieht sich in erster Linie auf den Geschlechtstrieb, von dem uns erst die Analyse gelehrt hat, daß er nicht erst zur Zeit der Pubertät als eine ganz neue Erscheinung im Leben des Menschen auftritt, sondern auch beim normalen Individuum vom Augenblicke der Geburt an zugegen ist und sich in den verschiedensten Formen offenbart. Freud erklärt in seiner Arbeit über das kindliche Geschlechtsleben, es sei eigentlich eine Schande, daß man die kindliche Sexualität überhaupt entdecken mußte, wo doch jeder sehende und hörende Mensch zu jeder Zeit die Erscheinungen wahrnehmen könne, die ihr Vorhandensein bezeugen. In Wirklichkeit steht die Sache aber so, daß die Beschreibung eben dieser Erscheinungen den größten Widerspruch hervorrief. Die Tatsache, daß in einzelnen abnormen Fällen von frühen Anzeichen des sexuellen Lebens die Rede sein könne, hätte man noch angenommen, aber daß die Feststellungen Freuds für jedermann in gleicher Weise gelten, wirkte auf die Menschen erschreckend und abstoßend. Man fühlte es als Entweihung, daß jemand der Auffassung, die das kleine Kind als einen unschuldigen Engel darstellte, entgegentrat, und man merkte nicht, daß Freud, als er dies tat, längst darüber hinaus war, in den primitiven Triebäußerungen des Kindesalters Sünde oder Schrecknisse zu sehen.

Es entsteht also das Paradoxon, daß eben jene am leichtesten in die Lage kommen, sich über die Verderbtheit der Kinder zu entsetzen, die sich am heftigsten für die Reinheit des Kindes ereifern. Jeder kennt zwar jene Scherze, in denen das alleswissende Kind den naiven Erwachsenen gegenüber als Überlegener figuriert; doch die durch den Scherz bewilligte Befreiung dauert nur Augenblicke, und die Großen glauben, obwohl sie herz-

lich lachen, nicht daran, daß sie gerade in diesem Augenblick der Wirklichkeit gegenüberstanden.

Und doch müßten wir, wenn wir die Aufrichtigkeit zur Pflicht machen könnten, feststellen, daß die Menschen in Wahrheit allerhand vom wirklichen Wesen des Kindes wissen, nur daß dieses Wissen an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Schon die oben erwähnten Scherze weisen darauf hin. Doch besonders bei jenen, die sich mit Erziehung des kleinen Kindes beschäftigen, kann man die Erfahrung machen, daß sie während ihres Aufenthaltes im Kinderzimmer mehr wissen als unmittelbar nachher, wenn sie die Türe hinter sich geschlossen haben. Es ist eine bekannte Erscheinung, wie abstoßend oft junge Mädchen die Atmosphäre des Kinderzimmers empfinden, und wie vollkommen sie sich in dieser Hinsicht verändern, wenn sie selbst Mütter werden. Es ist gebräuchlich zu sagen, daß sie aus Mutterliebe dieses Opfer bringen. Dem gegenüber glaube ich, diese Veränderung damit erklären zu können, daß im Verhältnis zwischen Mutter und Kind solche Gefühle und Handlungen gestattet werden, die sonst die gute Erziehung verbietet. Im Kinderzimmer können wir — um nur einiges unter Vielem zu erwähnen — ohne Tadel jene triebhaften Wünsche befriedigen, deren Ziel das Betrachten und Befühlen des Geschlechtsorgans und überhaupt des nackten Körpers oder das Beobachten der verschiedenen Körperfunktionen ist. Hier liegt der tiefere Sinn des als Gemeinplatz bekannten Satzes, daß wir durch unsere Kinder wieder zu Kindern werden. Der Spott des Junggesellen über den Familienvater, der mit dem Töpfchen hantiert, ist also zum großen Teil die Folge unbewußten Neides: Er ist nämlich gezwungen, sich dort zu ekeln, wo die Eltern ihre Lust frei ausleben können. Doch die Eltern selbst können sich auch nur in gewissen Grenzen den kindlichen Freuden hingeben. Wir können beobachten, daß Mütter und Ammen, während sie unter sich offen die Angelegenheiten der Kleinen, die intimen Details ihrer Unarten und Liebkosungen besprechen, im Beisein von Fremden oder auch vor den männlichen Familienmitgliedern verschämt tun. Als ob sie von Schuldbewußtsein erfüllt wären, weil sie an den primitiven Freuden des Kindes teilgenommen haben.

Eine ganz ähnliche Schamhaftigkeit zeigt sich auch gegenüber einem großen Teil der im Kinderzimmer gebräuchlichen Worte. Im Verlaufe der Erziehung und Gewöhnung des kleinen Kindes ist der Gebrauch solcher Worte unvermeidlich, die nach dem Schicklichkeitskodex der Erwachsenen unbedingt zu vermeiden sind. Diese anfangs so wichtigen und vertrauten, nachher aber streng verbotenen Worte haben eine große Bedeutung in der Entwicklung eines jeden Menschen. Das Verbot trifft nämlich eben die Worte im größten Maße. Man pflegt ja zu sagen, es gibt Dinge, die man wohl tun, aber nicht aussprechen darf. Es ist eine der wichtigsten Folgen der Erziehung, daß die Dinge in zwei Gruppen gespalten werden, in solche, von denen wir sprechen, und in solche, von denen wir nicht sprechen. Es scheint fast so, als ob ein schweigendes Übereinkommen unter den

Menschen bestehe, nach dem sie wechselseitig anerkennen, daß das, worüber nicht gesprochen wird, nicht existiert. Totschweigen bedeutet fast ebensoviel wie Totschlagen. Wovon man indessen nicht sprechen darf, daran darf man auch nicht denken. Ein auffallendes Beispiel einer auf dem Erziehungsverbote beruhenden Gedankenhemmung finden wir gerade in der kinderpsychologischen Literatur. Das auf Grund peinlich sorgfältig geführter Tagebuchaufzeichnungen entstandene zweibändige Werk von William und Clara Stern über die Kindersprache enthält auch nicht einen einzigen Ausdruck, der sich auf die Ausscheidungsfunktionen bezieht. Es ist unmöglich, sich ein solches Kinderzimmer vorzustellen, wo man die Ausscheidungsfunktionen nicht zum Gegenstand des Gespräches machen müßte, eben im Interesse einer Erziehung zum guten Anstand. Wenn also diese Wörter in Sterns lückenlos genannten Wortschatzzusammenstellungen dennoch fehlen, so kann dies nur die Folge einer starken psychischen Hemmung sein, die ihnen, bei aller Gewissenhaftigkeit, doch die volle Objektivität unmöglich machte.

Über die im Kinderzimmer geschehenden Dinge zu sprechen ist eben das Allerschwerste. Wenn wir die Aussprüche des Kindes in die wissenschaftliche Fachsprache übersetzen, so wird uns mit Recht vorgeworfen, daß unseren Schriften der Zusammenhang mit dem Leben fehlt. Wenn wir hingegen das Kind in seiner eigenen Sprache reden lassen, so stoßen wir mit den Anstandsregeln zusammen. Von den beiden Übeln habe ich das — meiner Ansicht nach — kleinere gewählt, wenn ich die als Beispiele gebrachten Kindergeschichten ohne Ausnahme im Urtexte wiedergebe. Mit diesem meinem Schritte appelliere ich an die Elastizität der Verdrängung. Wir haben ja gerade in Verbindung mit dem Kinderzimmer feststellen können, daß die Verdrängung keine einmalige, endgültige Ausmerzung dessen ist, wovon wir nichts wissen wollen, sondern ein dauernder Vorgang, den wir, mit Freuds Worten, am besten mit der Tätigkeit des Zensors vergleichen, der, den Umständen angemessen, einmal mehr, einmal weniger Freiheit gewährt. Da aber mein Ziel nicht ist, das Kinderzimmer mit einer wissenschaftlichen Hülle bekleidet salonfähig zu machen, sondern im Gegenteil die Erwachsenen zu ermutigen, sie mögen es wagen, dem Kinde gegenüber nicht nur Erzieher, sondern auch nüchterne und objektive Beobachter zu sein, — bedarf es unbedingt einer Befreiung von der Zensur. Doch wie kann man das erreichen? Der Analytiker weiß am besten, wie schwer es ist, hinsichtlich der Zensur eine Veränderung im Menschen herbeizuführen. Eine Hauptbedingung der objektiven Beobachtung ist, daß wir die gewohnten Werturteile, die wir schon fast automatisch auf die menschlichen Handlungen anwenden, an den Nagel hängen. Diese Werturteile schützen den Erwachsenen davor, in der Gesellschaft des Kindes selbst zum Kinde zu werden. Die meisten Erwachsenen nehmen bereits in der ersten Minute der Begegnung mit dem Kinde diese abwehrende, erzieherische Haltung an. Es ist fast allgemein üblich, mit solchen Worten

die Unterhaltung mit dem Kinde zu beginnen: „Bist Du brav?“, „lernst Du gut in der Schule?“, oder mit Kleineren: „Hast Du Deine Mutter lieb?“, „kannst Du schön grüßen?“. Als Erzieher bekommen wir aber die Erlaubnis, mit den Kindern auch über weniger zimmerreine Themen zu sprechen. Ähnlich wie wir ja auch den Arzt oder den Pfleger von der Einhaltung der Anstandsgrenzen während der Ausübung ihres Berufes befreien.

Einen solchen Freibrief kann auch die Wissenschaft geben. Ernste Wissenschaftler scheuen nicht davor zurück, wochen-, ja monatelang mit den Einwohnern der Affenkäfige zusammen zu leben, nur um eine tiefere Einsicht in ihr Seelenleben zu gewinnen. Wenn man dieses Opfer um des Erkennens willen bringen kann, so scheint die Forderung nicht übertrieben, einen ähnlichen wissenschaftlichen Ausflug in das Kinderzimmer zu unternehmen. Wir müssen eben versuchen, rein als Triebäußerungen zu betrachten, was wir gewohnt sind Ungezogenheit zu nennen; hinter Schlimmheit, Dummheit, Störrigkeit jene Gefühle, Affekte und oft recht vernünftigen Gedanken zu entdecken, die das Benehmen des Kindes erklärbar machen.

Jede Konzession, die wir in der Richtung des Vertuschens machen, erschwert nur die objektive Zurkenntnisnahme und das völlige Verstehen der Tatsachen. Daß dieses Verstehen nicht nur eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung hat, leugnet heute wohl niemand mehr. Doch Verstehen ist nicht möglich ohne Kennenlernen. Sowie man neuerdings von den kolonialen Beamten die Kenntnis der Gebräuche und des Glaubens der Eingeborenen verlangt, obwohl ihre Tätigkeit größtenteils deren Abbau zum Ziele hat, ebenso halten wir es für notwendig, daß der Erzieher so gründlich als möglich die Gefühls- und Gedankenwelt des Kindes kenne, damit er unter möglichst geringen Opfern zum Ziele gelange. Und ebenso wie die europäische Kultur durch die Berührung mit fremden Kulturen um viele neue Farben reicher geworden ist, so ist es nicht undenkbar, daß auch wir von unseren Kindern lernen werden, und daß eine eingehende Kenntnis der kindlichen oder — was dasselbe ist, — der menschlichen Seele nicht nur die Erziehungsmethoden, sondern auch die Erziehungsziele beeinflussen wird.

ERSTES KAPITEL

Die Erziehung der Triebe

Diesem Kapitel müßte ich eigentlich noch einen Untertitel geben und zwar: Das Verhältnis der Psychoanalyse zur Pädagogik. Über die Erziehung der Triebe können wir nämlich nur dann sprechen, wenn wir mit dem grundsätzlichen Standpunkte der Psychoanalyse in der Erziehungsfrage im Reinen sind. Denn die Bezeichnung „Erziehung der Triebe“ ist schon an sich ein Programm, welches mit jenem prinzipiellen Standpunkte in engem Zusammenhange steht.

Die Untersuchung der Beziehung der Psychoanalyse zur Pädagogik ist indessen durchaus keine leichte Aufgabe. Es ist sogar im Grunde genommen eine der kompliziertesten und am wenigsten gelösten Fragen der Psychoanalyse. Das, was die Psychoanalyse vorläufig der Pädagogik bieten kann, ist kein fertiges Ergebnis, kein Erziehungsrezept, sondern eine neue Aufstellung von Problemen und ein Arbeitsprogramm.

So werde ich nun sicherlich allen jenen eine Enttäuschung bereiten, die von der Analyse eine ausführliche, auf alle Fälle anwendbare Anleitung zur richtigen Erziehung erhoffen. Das hat seinen Grund zum Teil darin, daß erst seit einer verhältnismäßig kurzen Zeit psychoanalytisch gebildete Personen sich mit der Kindererziehung beschäftigen, zum Teil aber auch darin, daß die Erziehung keine rein psychologische Aufgabe, sondern in erster Reihe eine vom Erzieher unabhängige Frage der sozialen Notwendigkeit ist. Was wir vom Kinde fordern und wie wir es erziehen sollen, wird von Kräften bestimmt, auf die der einzelne Mensch keinen Einfluß hat. Unter verschiedenen kulturellen und sozialen Verhältnissen muß sich das Individuum an ganz verschiedene Erziehungsziele und Methoden mehr oder weniger anpassen. Heutzutage herrscht zwar auf diesem Gebiet schon wesentlich mehr Freiheit und Individualismus; trotzdem aber kann sich letzten Endes niemand dem erziehenden und zwingenden Einfluß der Umgebung und der allgemeinen Verhältnisse entziehen. Vielmehr soll das Ziel der Erziehung gerade sein, aus dem Kinde einen Menschen zu formen, der sich seiner Umgebung anpassen kann. In unserer Kultur z. B. müssen die Kinder spätestens mit drei Jahren zimmerrein, mit sechs Jahren reif zum Schulbesuche sein. Mit vier bis fünf Jahren müssen sie das Schuldbewußtsein (mit anderen Worten die Moral) und die Formen der Schicklichkeit kennen. Wenn all dies erreicht ist, so fragt in der Regel niemand danach, was für eine innere Umgestaltung die kindliche Seele durchmachen mußte, besser gesagt, durch welche seelische Kraftanstrengung dieses Ergebnis zustande kam. Im allgemeinen wird ausschließlich die Mühe der Erzieher berücksichtigt, jene Mühe, mit welcher dem verstockten, unverständigen, ja sogar sich oft mit aller Kraft sträubenden kleinen Menschen die Grundsätze der „natürlichen Moral" beigebracht werden.

Es ist nicht überflüssig, darüber nachzudenken, warum wir uns eigentlich so wenig um die durch das Kind im Verlaufe der Erziehung verrichtete seelische Arbeit kümmern, wo wir doch alle einmal den Erziehungsprozess passiv mitgemacht haben. Die Antwort hierauf gibt uns unsere Beziehung zu den Erziehungszielen. Für die meisten Erwachsenen (d. h. schon „Erzogenen") sind die gesellschaftlichen Anforderungen etwas so selbstverständliches, daß sie es beinahe unnatürlich finden, wenn selbst das kleine Kind nichts davon weiß. Es ist eine ziemlich allgemeine Auffassung, daß der Mensch die Moral im Blute hat. Ich kenne Eltern, die, wenn ihre drei- bis vierjährigen Kinder nicht die reine Wahrheit sagen

oder nach fremdem Eigentum Verlangen zeigen, wegen der Verderbtheit des Kindes oder wegen dessen schlechter Anlagen ernstlich besorgt sind. Für solche Eltern bedeutet die Erziehung des Kindes eine ununterbrochene Reihe von Verletzungen der elterlichen Eitelkeit, da sie ja den Kleinen andauernd solche Dinge beibringen müssen, die nach ihrer Ansicht bei jedem anständigen Menschen eine selbstverständliche Voraussetzung sind. Die Erwachsenen verraten im allgemeinen eine ganz ähnliche Denkweise wie jene ersten Missionare, die überzeugt waren, daß die „armen nackten Wilden" glücklich sein würden, wenn sie sie mit Kleidern ausstatten, da sie ja die Schamhaftigkeit für eine allgemein-menschliche Eigenschaft hielten. Eben deshalb mußten sie glauben, die widerstrebenden „Wilden" seien ganz einfach vom Teufel besessen; ja es gab sogar mehrere, die daraus den Schluß zogen, daß die Eingeborenen vielleicht gar keine Menschen seien.

Wenn wir aber in dieser Weise die bestehenden Moral- und Sittenregeln für angeborene, natürliche menschliche Eigenschaften halten, wird es verständlich, warum es so lange dauerte, bis die obige Frage überhaupt aufgeworfen wurde. So wenig man den Kranken fragt, mit welchem Verfahren man ihn heilen solle, so „stutzt" man auch dem Kinde „die wilden Triebe", ob es ihm gefällt oder nicht. Wenn wir aber die sozialen Anforderungen als im Laufe der menschlichen Entwicklung entstandene, praktische Vereinbarungen ansehen, deren Einhaltung im Interesse sowohl des Individuums als auch der Allgemeinheit erwünscht ist, so müssen wir auf einmal auch die Erziehung in ganz anderen Farben sehen. Die Erziehung wird dann nicht mehr ein „Stutzen von wilden Trieben", ein „Abbrechen der Hörner", oder ein „Ausrotten von bösen Anlagen" sein, sondern Unterricht und Gewöhnung. Lernen oder sich an etwas gewöhnen ist aber unleugbar eine Arbeit und erfordert Anstrengung. Die Kinder müssen Opfer bringen und arbeiten, um den Großen ähnlich zu werden. Mit all dem wollen wir natürlich nichts über die Erziehungsziele gesagt haben. Für diese gilt auch weiterhin, daß sie sich, unabhängig vom einzelnen Menschen, auf Grund der sozialen Gesetze entwickeln. Das Erziehungsproblem aber können wir nunmehr definieren, und zwar folgendermaßen: Wir müssen jenen Weg finden, auf welchem das Kind mit möglichst geringen Opfern (d. h. am ökonomischsten) das jeweilige praktische Ziel erreichen kann. Dies ist eigentlich eine vollkommene Umkehrung des alten Erziehungsproblems. Nicht die Mühe des Erziehers ist es, die wir in erster Linie berücksichtigen, sondern die des Kindes; beziehungsweise wir trachten, auf dem Wege des Studiums der im Kinde wirkenden psychischen Vorgänge auf die Frage Antwort zu erhalten, warum irgend ein Erziehungsverfahren erfolgreich oder erfolglos war.

An diesem Punkte wird aus der Pädagogik in vollem Maße Psychologie.

Mit der Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik wollen wir zunächst nicht die Erziehungsziele bzw. die Gesellschaft verändern, sondern vor allem dem Kinde bei der Anpassungsarbeit behilflich sein.

Dies wäre also der allgemeine grundsätzliche Standpunkt, und in diesem Sinne kann die Psychoanalyse gelegentlich auf Erziehungsfehler hinweisen und eine Anleitung geben, auf welche Weise man mit einer geduldigeren und milderen Moral, einer vorurteilsloseren und — besonders in der sexuellen Frage — freieren Auffassung jene Lasten mindern könnte, welche die von der Gesellschaft geforderten Entsagungen dem Menschen auferlegen[1].

Die „von der Gesellschaft geforderten Entsagungen“ und die Erziehung hängen, wie schon aus dem bisherigen hervorgeht, eng miteinander zusammen. Worin dieser Zusammenhang besteht, kann besonders anschaulich an dem Unterschied gezeigt werden, der zwischen unserer Erziehungsmethode und jener der primitiven Völker besteht.

Bei den meisten primitiven Völkern geht man mit den kleinen Kindern viel milder um, d. h. man fordert weniger Entsagungen von ihnen als bei uns. Das „Du darfst nicht“ spielt fast gar keine Rolle im Leben dieser glücklichen kleinen Kinder. Auch die Behandlung der Kinder ist eine entsprechend sanfte, Prügel oder Schelte sind unbekannte Begriffe. Besonders gilt dies für Knaben, deren männlichen Charakter sie durch strenge Strafen nicht brechen wollen. Die Kinder sind übrigens nicht schlechter, aber auch nicht besser als die unseren. Die Reisenden sind im allgemeinen von der hochgradigen Geduld überrascht, mit der die Großen die Ausgelassenheit der kleinen Spitzbuben ertragen. (Dies gilt in gleicher Weise für die afrikanischen Neger wie für die Eskimos im hohen Norden, ist also weder Folge irgend einer Rasseneigenschaft noch Wirkung des Klimas.) Den Kindern wird also so ziemlich alles gestattet, aber nur bis zur Pubertät; alsdann werden sie im Rahmen einer mit größeren oder geringeren Peinigungen verbundenen recht eindrucksvollen Zeremonie in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen. Dann ist es aber mit der großen Freiheit vorbei, da das Erwachsensein mit schweren Pflichten einhergeht. Von nun an muß man die Gesetze des Stammes achten und sich den durch die Gesetze auferlegten sehr zahlreichen und lästigen Beschränkungen unterwerfen.

Bei den höher kultivierten mexikanischen Indianern finden wir schon ganz andere Zustände. Dort wurden nämlich, wie wir aus authentischen Aufzeichnungen wissen, die Kinder ziemlich früh einer der unseren gleichenden strengen Erziehung unterworfen. Aus den Zeichnungen des Codex Mendoza sehen wir, wie man die Kinder mit verschiedenen Strafen, wie Prügel, Knieen, Schelten, In-die-Ecke-Stellen u. s. w. zwang, sich das notwendige Wissen anzueignen.

Es scheint also, als ob der in der Erziehung sich offenbarende Unterschied mit der Verschiedenheit der Kulturstufe der betreffenden Völker zusammen-

1) Eine größere Duldsamkeit und besonders die Vorurteilslosigkeit angesichts der primitiven kindlichen Triebregungen können wir gerade von der Ausbreitung der Analyse erhoffen. Die kulturelle Mission der Psychoanalyse ist also nicht erschöpft durch ihre Funktion als psychische Heilmethode, sondern sie will darüber hinausgehend die Ursache der Neurosen durch Umformung der Menschen beseitigen, somit sich selbst überflüssig machen, — überflüssig freilich nur als Therapie, nicht als Psychologie.

hänge. Wir können als sicher annehmen, daß die Primitiven nicht deshalb milder mit ihren Kindern umgehen, weil sie sie lieber haben als wir, oder weil sie mehr natürliche Zärtlichkeit empfinden. Es handelt sich hier um etwas anderes, was wir bald besser verstehen werden, wenn wir uns erst einmal näher anschauen, was dieses „Alles ist erlaubt" eigentlich bedeutet. Das kleine Kind wird beim Säugen nicht an das Einhalten bestimmter Zeitabschnitte gewöhnt. Auch die Entwöhnung wird nicht allzustreng genommen. Kinder, die schon laufen können, erhalten noch die Brust, wenn sie danach verlangen. (Dies ist übrigens bei unserer Landbevölkerung ebenfalls keine Seltenheit.) Die Kleinen werden nicht gescholten, wenn sie ihre körperlichen Bedürfnisse wo und wann immer verrichten. Ebenso frei leben die Kinder ihre genitale Sexualität aus. Vor den Augen der Erwachsenen onanieren sie und versuchen an einander koitusartige Handlungen, in der Regel, ohne deswegen einen Verweis zu bekommen. Nach der Behauptung eines Augenzeugen bemerkte in einem solchen Falle ein alter Eskimo mit gutmütigem Lächeln: „Na freilich, auch die Kinder bekommen Lust zu solchen Dingen." Natürlich bietet sich hier den Kindern auch reichlich Gelegenheit zu Beobachtungen am Geschlechtsleben, Geburt und Tod, wodurch ihre Experimentierlust noch verstärkt wird.

Auch in geistiger Beziehung genießen die Kinder große Freiheit. Ein Eskimovater erklärte: „Kinder, denen man immerzu etwas verbietet, werden dumm." Eben deshalb erlauben sie auch den Kindern, mit den Erwachsenen unverschämt zu sein, und sogar, daß sie ihren Spaß mit den heiligsten Einrichtungen treiben. Rasmussen, einer der besten Eskimokenner, erzählt, daß er sah, wie die Kinder zum großen Gaudium der Erwachsenen scherzend eine Zeremonie nachahmten, die die Erwachsenen einen halben Tag später mit dem größten Ernst und Glaubenseifer ausführten. Auf die Frage, was wohl die Geister dazu sagen, versetzten sie staunend: „Aber die Geister verstehen doch Spaß!"

Die Indianer Amerikas erlaubten ihren kleinen Jungen grobe Antworten und sogar Tätlichkeiten gegenüber den Erwachsenen. Die Ungezogenheiten betrachteten sie als frühe Anzeichen der Männlichkeit und hüteten sich wohl, die Kleinen durch Strafen oder Verweise einzuschüchtern. Ein alter Indianer sagte, so eine Barbarei wie das Schlagen der Kinder hätte er nur bei Weißen gesehen.

Ich glaube, diese Beispiele zeigen klar genug, worin der ungeheure Unterschied zwischen unserer und der primitiven Kindererziehung liegt. Dieser Unterschied besteht vor allem in den verschiedenen Graden der Triebfreiheit. Die Kinder der primitiven Völker tun und erfahren solche Dinge, die für unsere Kinder mit schweren Folgen einhergehende Traumen oder strafbare Handlungen wären.

Nun kommen wir zu der Frage, was eigentlich die so viel weitergehende Verdrängung des primitiven Trieblebens in unserer Kultur notwendig gemacht hat? Mit anderen Worten, ob höhere Kultur und frühe Verdrängung notwendigerweise Hand in Hand gehen? Die Beantwortung dieser Frage ist im Grunde genommen das Hauptproblem der Erziehung. Vom Gesichtspunkte der Erziehung können wir es folgendermaßen formulieren: Ist die Triebverdrängung für die Erhaltung unserer Kultur notwendig und wenn ja, in welchem Grade? Im folgenden

wird es sich zeigen, daß selbst die Kinder der Primitiven nicht ohne Verdrängung aufwachsen, und daß sie den stärksten Triebwünschen ebenso entsagen müssen wie unsere Kinder. Doch darauf werden wir erst im nächsten Abschnitt näher eingehen.

Um auf die obige Frage antworten zu können, müssen wir uns erst überlegen, an welchen Seeleninhalten die Erziehungsarbeit vor sich geht, und welche seelischen Kräfte wir in ihren Dienst stellen.

Dieses Programm klingt ein wenig theoretisch. Wir werden jedoch bald sehen, daß von lauter Dingen die Rede sein wird, die jeder kennt, der Gelegenheit hatte, im Kinderzimmer Erfahrungen zu sammeln. Zwar werden diese Kenntnisse in der Regel mit der Bemerkung abgetan, daß sie ja unwesentliche Kleinigkeiten sind, über welche es nicht der Mühe wert sei zu reden, doch ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Wichtigkeit dieser beiseitegeschobenen „Nichtigkeiten" deutlich zu machen.

Über die Beeinflußbarkeit des Kindes herrschen im großen und ganzen zwei Auffassungen. Nach der einen können wir das Kind zu einem solchen Menschen erziehen, wie wir wünschen, wenn wir die Sache nur richtig anfassen; nach der anderen dagegen bringt der Mensch Neigungen, Fähigkeiten und Charakterzüge mit sich, die sich mit der Zeit unabhängig von jeder Erziehung im Individuum entwickeln.

Die Wahrheit liegt wahrscheinlich auch hier in der Mitte. Was im Seelischen ererbt ist, wissen wir heute noch nicht genau; sicher ist aber, daß jeder Mensch eine Anzahl Triebe mit sich bringt, die sich seit Jahrtausenden zum großen Teile unverändert vererben. Diese Triebe sind nach unserem heutigen Wissen jene Gegebenheiten, mit denen der Erzieher zu rechnen hat. Für die individuelle Disposition haben wir vorläufig auch keine bessere Erklärung, als daß sie wahrscheinlich auf der verschiedenen Stärke der einzelnen Triebe beruht.

Vor allem müssen wir also mit uns über den Grundcharakter der Triebe ins Reine kommen. Ihre wichtigste Eigenschaft ist, daß sie, es sei von Geschlechts- oder von Selbsterhaltungstrieben die Rede, nach unbedingter und sofortiger Befriedigung streben.

Die moderne Erziehung widersetzt sich dieser Grundeigenschaft der Triebe, indem sie das Kind fast vom ersten Tage angefangen an Regelmäßigkeit gewöhnen will, d. h. nicht auf der Stelle die Wünsche des Kindes befriedigt, sondern nur in gewissen festgesetzten Zeitabschnitten (z. B. durch genaues Einhalten der Stillzeiten). Oder wenn sie noch weitergehend verlangt, das Kind solle seine lustvollen Funktionen den Wünschen der Eltern gemäß verrichten (z. B. bei der Gewöhnung zur Reinlichkeit). Schließlich, wenn sie vom kleinen Kinde fordert, es solle gewissen Befriedigungsmethoden vollständig entsagen.

Wie wir sehen, stellt die Erziehung zwei Arten von Forderungen an das kleine Kind; die erste ist das Ertragen des Wartens auf die Befriedigung, die andere völliger Verzicht auf gewisse Befriedigungen. Es ist

nun die Frage, wie das Kind, dieses ungeduldige kleine Triebwesen, diesen Anforderungen gerecht werden kann.

Beginnen wir mit der ersten. Das Kind muß sich also daran gewöhnen, mehr oder weniger hochgradige Spannungen zu ertragen, bevor es zur Befriedigung gelangt. Die wichtigste Folge dieser Gewöhnung ist die Mäßigung der ursprünglichen, nach sofortiger Befriedigung strebenden Tendenz und ihre Anpassung an die äußeren Verhältnisse und Widerstände. Dazu wird jedes Lebewesen nicht nur durch die Erziehung, sondern in erster Linie durch die Realität selbst gezwungen. Am eigenen Schaden lernt ein jeder, daß die sofortige Befriedigung manchmal peinlicher sein kann als das Warten. (Denken wir nur an das bewährte Beispiel der heißen Suppe.) Schon die einzelnen Triebe selbst können infolge ihrer ursprünglichen, egoistischen Natur miteinander in Widerstreit geraten. So kennt z. B. jede Mutter jene Erscheinung, wenn der Säugling nicht weiß, ob er sich für das Saugen oder für das Fingerlutschen entscheiden soll. Ähnliches geschieht auch im späteren Alter, wenn z. B. der Wunsch, die Spielsachen zu behalten, mit dem Zerstörungstriebe in Konflikt gerät.

Die äußere und innere Realität selbst zwingt den Menschen zum Zügeln seiner Triebe, zum Abwarten, Abwägen, Wählen, also zu lauter unangenehmen, unbequemen Dingen, die er zu ertragen lernt, um noch peinlichere Situationen zu vermeiden. Mit anderen Worten, das unbedingte Suchen nach Lust, d. h. das Lustprinzip selbst, bringt den Menschen dazu, eine Befriedigung eventuell aufzuschieben, um sie nicht mit größerer Pein bezahlen zu müssen. Darin im wesentlichen liegt die erzieherische Wirkung der Realität, deren Einfluß sich niemand ungestraft entziehen kann, und die durch die eigentliche Erziehung nur noch stärker betont wird.

Die andere Anforderung, das Verbot, ist ein noch viel tiefergehender Eingriff in das primitive Seelenleben, denn sie verlangt ja von dem Kinde, daß es gewissen Lustgefühlen ganz entsagen soll. Auf diese Forderung reagiert das kleine Kind, das zur bewußten Verurteilung eines Wunsches noch nicht fähig ist, mit der Verdrängung der von der Umgebung versagten Wünsche. Die Verdrängung indessen — und das kann man nicht genügend betonen — vernichtet nicht den Trieb, welchem der verbotene Wunsch entsprungen ist, sondern verhindert nur dessen ursprüngliche Äußerungsform.

Betrachten wir nunmehr eingehender, wie sich das Kind den Verboten und Hindernissen der Außenwelt gegenüber verhält. Wir können beobachten, daß das Kind, wenn es zu einer Entsagung gezwungen wird, mit allen Kräften trachtet, sich einen Ersatz zu schaffen.

Bei einem kleinen Jungen machte ich die Erfahrung, daß er, wenn ihm die kleinste Unannehmlichkeit zustieß, wenn er auf das Mittagessen, auf das Hervorsuchen eines Spielzeugs, auf die Rückkehr des Vaters warten mußte, sofort

den Finger in den Mund steckte. Diese Lust, die er sich selbständig, ohne jede Hilfe verschaffen konnte, benützte er als Trost, wenn ihn die Umgebung stiefmütterlich behandelte. — Ein mir bekanntes kleines Mädchen sprach es auch aus, daß es deshalb vor dem Schlafengehen den Finger lutsche, „denn dann bin ich nicht allein." — Einem zweieinhalbjährigen kleinen Mädchen will man das Fingerlutschen abgewöhnen. Die Mutter fragt, warum es eigentlich dieses Fingerchen nötig habe. Das Kind antwortet: „Das ist die Mutti."

Diese Aussagen erklären uns, wodurch den Kleinen derartige sogenannte „Unarten" wertvoll werden. Vom Standpunkte des Kindes ist das Fingerlutschen eine großartige Erfindung, die es von den Launen der Außenwelt unabhängig macht. Warum die Erzieher eben diese Erfindungen der Kinder „Unarten" nennen, darauf werden wir noch zurückkommen.

Wir können also feststellen, daß zwei Faktoren, der unbedingte Befriedigungswunsch des Ichs und der Widerstand der Außenwelt, den Menschen formen. Unter ihrem Einfluß gelangt der Mensch zur Auffindung von Ersatzbefriedigungen und zu deren bewußter Verwendung als Trostmechanismus. Wir können im allgemeinen sagen, daß der Mensch überhaupt nicht fähig ist zu entsagen, es sei denn, daß er irgendeinen Ersatz findet. Aber bei dem Suchen nach solchen Ersatzbefriedigungen wird er im Verlaufe der Entwicklung zu einer immer größeren Erfindungsgabe gezwungen. Die Erziehung nimmt dieses Gesetz auch wahr, indem sie für die geforderten Entsagungen immer irgend einen Ersatz bietet. Unter diesen Rekompensationen ist die vom Gesichtspunkte der Erziehung wichtigste: die Liebe der Umgebung, die man dem Kinde als Belohnung für die zustandegebrachte Entsagung verspricht.

Es wird vielleicht gut sein, wenn wir diese Verhältnisse an einem realen Beispiel zu verfolgen versuchen. Eines der wichtigsten praktischen Probleme bei der Erziehung des kleinen Kindes ist dessen Gewöhnung zur Reinlichkeit. Aus diesem Grunde habe ich dies als Beispiel gewählt; außerdem noch deshalb, weil es in ein Alter fällt, in welchem das Kind schon auf eine nicht mißzuverstehende Weise seinen Wünschen und Unlustgefühlen Ausdruck geben kann, dabei aber noch nicht so stark unter der Wirkung der Erziehung steht, daß es nicht wagen dürfte, seine Meinung vor den Großen offen zu zeigen.

Jede Mutter weiß, daß man die Kinder ziemlich schwer dazu bringen kann, ihre Bedürfnisse in der von den Großen geforderten Zeit und an einem bestimmten Orte zu verrichten. Wenn wir die Ursachen dieses ganz bewußten Widerstandes suchen, so entdecken wir, daß diese Funktionen den Kindern die verschiedensten Lustgefühle verschaffen, die zum Teil verloren gehen, wenn die Entleerung auf die von den Erziehern verlangte Art erledigt wird. Es ist wichtig zu bemerken, daß das Kind ursprünglich keinen Ekel vor den Ausscheidungsprodukten empfindet, sondern

im Gegenteil sogar gern mit ihnen spielt. Das Kind liebt es, seine Ausscheidungsprodukte anzurühren, anzusehen, an ihnen zu riechen, ja sogar davon zu kosten; außerdem ist es auch stolz auf sein Werk, fühlt es wie etwas Geschaffenes und hält es in Ehren wie einen wertvollen Teil seines Ichs. Häufig ist z. B. das Konkurrieren unter Kindern, wer mehr produziert habe, oder bei Buben, wer in einem größeren Bogen urinieren könne usw. Auch das Zurückhalten des Stuhls und des Urins bedeutet ihnen ein Vergnügen, denn mit dem Anwachsen des Reizes wächst auch das Lustgefühl, welches schließlich die mit der Entleerung einhergehende Erleichterung verursacht.

Ein anderer Grund zum „Zurückhalten" ist die erwähnte primitive Wertschätzung des Stuhls als eines Teiles unseres Ichs. Von einem kleinen Mädchen wurde mir Folgendes erzählt: Die Kleine hatte eine längere Zeit dauernde Stuhlverstopfung. Einmal steht das Kind nach vergeblicher Anstrengung auf und sagt: „Mutti, es tut mir so leid." „Was tut Dir leid?" „Das ‚Große' herzugeben." Die Mutter zeigte sich in diesem Falle einsichtsvoll und war, statt zu schelten, bereit, die Berechtigung des Bedauerns einzusehen; erklärte aber, daß das Bauchweh eben davon gekommen sei, daß die Kleine alles in ihrem Bäuchlein behalten wolle. Der Erfolg der Erklärung war eine sofortige, spontane Entleerung.

Von einem etwas über zwei Jahre alten Buben, der besonders widerspenstig gegenüber den Reinlichkeitsforderungen war, hörte ich, daß er, wenn er hie und da einmal den Wünschen der Großen Genüge tat, einen wahren Triumphtanz aufführte und verlangte, jeder möge seine Produktion bewundern. Es war freilich kein Zufall, daß eben dieses Kind, das seinen Stuhl in so großen Ehren hielt, gleichzeitig sehr schwer zur Ordnung zu gewöhnen war. Bemerkenswert ist, daß der kleine Junge gründlich durchgehauen wurde, wenn ihm ein „Malheur" passierte, und trotzdem die selbstgewählte Erledigungsmethode vorzog. Es verletzte offenbar sein Selbstbewußtsein, daß man diesen großen Schatz wie einen überflüssigen Abfall behandeln wollte, den man so schnell wie möglich beseitigen müsse. Durch seinen Ungehorsam erreichte er nicht nur, daß er seine Geschäfte selbständig verrichten und sich frei an ihnen ergötzen konnte, sondern auch, daß seine Umgebung gezwungen war, dieser wichtigen Funktion ein gesteigertes Interesse entgegenzubringen.

Da wir in der sogenannten „guten Kinderstube" die Kleinen aller dieser Genüsse zu berauben trachten, ist es notwendig, ihnen dafür Ersatzbefriedigung zu schaffen. Das Kind findet in erster Linie selbst einen Ersatz, wenn es z. B. andere Gegenstände so betrachtet, als wären sie Kot oder Urin, und mit diesen so spielt, wie es mit jenen nicht erlaubt ist; es spricht möglichst viel vom Defäzieren oder Urinieren, setzt seine Puppen und Tiere aufs Töpfchen, wischt sie ab, putzt sie und noch tausend anderes.

Bei diesem Thema müssen wir indessen ein wenig stehen bleiben und einmal genauer ansehen, was hier in der Kinderseele vor sich geht. Wie gesagt, muß das Kind gewissen Wünschen entsagen und erledigt diese

Aufgabe mit Hilfe der Verdrängung. Die Verdrängung wirkt so auf den Trieb wie ein Damm, oder ein Wehr auf den Fluß, d. h. es lenkt ihn von seiner ursprünglichen Richtung ab. Man könnte es auch so ausdrücken, daß der Trieb heimatlos wird und neue Gebiete sucht, in denen er sich ansiedeln kann. Bei diesem Suchen kommt ihm eine Tendenz zu Hilfe, welche ebenfalls im Dienste der Lust-Suche und der Unlust-Vermeidung steht; und zwar die, daß das Kind bestrebt ist, in den fremden und deshalb ursprünglich furchterregenden Gegenständen der Außenwelt bekannte und liebe Dinge zu entdecken. Auf diese Weise wird in der Denkweise des Kindes — um bei dem obigen Beispiel zu bleiben — aus jeder Flüssigkeit Urin und aus jeder dicken Masse Kot.

Ein amüsantes und lehrreiches Beispiel dafür ist folgendes: Einen zweijährigen kleinen Buben ertappt seine Mutter, wie er eben fröhlich eine Tube Zahncreme in seinen Mund stopft. Das Kind gab von selbst folgende Erklärung: „Ich hab' ihn gedrückt, und er hat gekackt, und Emilchen hat es aufgegessen." Der Kleine identifiziert also die auf Druck herauskommende, wurstförmige Masse ganz selbstverständlicherweise mit dem Kote, und als solchen kostet er ihn auch ohne jeden Ekel.

Ein ebenfalls zwei Jahre alter Junge bemerkt, nachdem man ihm von den Engeln im Himmel erzählt hatte, am ersten Regentage: „Die Engel machen Wiwi" (d. h. sie urinieren). Damit schuf er übrigens aus sich heraus eine noch heute existierende, bei primitiven Völkern weitverbreitete Sage.

Ein fünfjähriges kleines Mädchen unterhielt seine Kameraden mit folgendem Märchen: „Es war einmal ein Kaka-Männchen, das in die Farbenkiste hineinsprang und ein Loch in die Farbentube machte und hineinschlüpfte, und als man malen wollte und die Tube drückte, kam nicht die Farbe heraus, sondern er." Dieses „Kaka-Männchen" vollführte auch andere „Spitzbübereien". Es sprang z. B. in das Ei und war darin anstatt des Eigelbs. Es ist klar, daß dieses Märchenfabrizieren für das kleine Mädchen einen Schadenersatz für die aufgegebenen koprophilen Freuden bedeutet. Diese Lust verschafft es sich mit Hilfe der identifizierenden Denkweise.

Es ist beachtenswert, daß das zweijährige und fünfjährige Kind unabhängig von einander mit einer im Wesen ähnlichen Phantasie auf die Tube reagieren, aus welcher man durch Druck eine dicke Masse herauspressen kann. Dem Altersunterschiede entsprechend finden wir indessen bezeichnende Abweichungen zwischen den zwei Phantasien. Das zweijährige Bübchen begnügt sich damit, statt des verbotenen Kotes die Zahnpasta zu kosten. Demgegenüber erzählt das fünfjährige Kind, das offenbar schon in stärkerem Grade unter der Wirkung des Verbotes steht, von einer dritten Person, dem „Kaka-Männchen", alle möglichen Spitzbübereien und verrät nicht mit einer Silbe, daß es selber an so etwas auch Spaß findet. Während also das Kleinere offen eingesteht, daß in ihm der verbotene Wunsch lebt, verleugnet das Ältere jede Gemeinschaft damit und verurteilt es, wenn auch nicht sehr streng, als „Spitzbüberei".

Wenn also im Verlauf der Erziehung, d. h. unter der Wirkung des Verbots, die Verdrängung der direkten Befriedigung den Weg versperrt, (wie das letzte Beispiel zeigt), gewinnen diese spielerischen Identifizierungen eine gesteigerte Bedeutung als Symbole oder Stellvertreter der verdrängten Seeleninhalte. Mit Hilfe dieser Symbole kann nunmehr der ursprüngliche Trieb in einer durchgeistigten (sublimierten) Form Befriedigung finden. Märchenerfinden, die Nachahmung der Erziehung im Spiel mit den Puppen, Spielen mit Sand oder Plastilin, Malen usw. sind bereits solche Sublimierungen. Ein starkes Triebleben, das auf tausend Seitenwegen Befriedigung suchen muß, ist daher nach den Erfahrungen der Psychoanalyse Bedingung eines an Interessen oder Talenten reichen Lebens. Wenn wir also in unseren Kindern starke Triebe entdecken, müssen wir wissen, daß dies jenes Material ist, das unter einer richtigen Leitung zu den schönsten Erfolgen führen kann.

Doch was sollen wir eine „richtige Leitung" nennen? Wir haben festgestellt, daß das Kind auf äußere Verbote mit Verdrängung und Suchen nach Ersatzbefriedigungen reagiert. Diese verschafft sich das Kind entweder auf dem Wege der Befriedigung eines anderen Triebes oder durch Ablenken desselben Triebes auf ein anderes Gebiet. Die Erziehung läßt einen Teil dieser Versuche zu, einen anderen Teil nennt sie Unart und erwidert sie mit neuen Verboten. Was leitet die Erzieher bei dieser Auswahl? Im Obigen erwähnten wir das Fingerlutschen als ein sehr allgemeines Trostmittel des Kindes. Diese Gewohnheit wird von den Großen meist nicht gern gesehen, sie halten sie für eine „Unart", wollen sie dem Kinde abgewöhnen und kämpfen bald mit milderen, bald mit strengeren Mitteln dagegen an. Warum? Das Fingerlutschen ist ja eine sehr praktische Einrichtung, die den Kleinen die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen hilft. Und doch schlagen die Erzieher, wenn auch ohne zu wissen weshalb, den für ihre Zwecke richtigen Weg ein. Bei der Charakterisierung des Ludelns wurde betont, daß es eine solche Befriedigungsmethode ist, die das Kind von seiner Umgebung unabhängig macht. Während es glücklich seinen Finger lutscht, hat es Niemanden nötig, und wenn es sich in diese Deckung zurückzieht, bleibt uns kein Mittel in der Hand, mit dem wir auf das Kind wirken können. Das leidenschaftlich ludelnde Kind können wir am Besten dem Alkoholiker vergleichen, dem das Trinken eine so sichere Zuflucht und ein so guter Trost ist, daß es jede andere Leidenschaft ersetzt. Wenn also diese Befriedigungsmethode einen höheren Grad erreicht, wird die Beeinflußbarkeit des Kindes ernstlich gefährdet, und besonders jener wertvollste Teil unseres Einflusses, der auf der Liebe des Kindes zu uns beruht.

Wenn demnach die Einstellung der Erzieher dieser primitiven Befriedigungsart gegenüber berechtigt ist, müssen wir doch Verwahrung einlegen gegen die gewaltsame Abgewöhnung. Wir müssen vor Allem bedenken, was der Grund einer abnorm starken Ludelleidenschaft sein kann.

Zunächst kommt hier die Anlage in Betracht, d. h. die besonders große Intensität der lustvollen Erregbarkeit des Mundes (Oralerotik),[1] außerdem gewisse traumatische Erlebnisse, die das Kind in Verbindung mit dem Munde treffen, so z. B. plötzliche Entwöhnung oder andere Störungen während der Säuglingszeit.

Die beste Methode zur Abgewöhnung des Fingerlutschens (besser gesagt: zur Verhinderung, daß es zur Leidenschaft werde), ist die, daß wir uns selbst konsequent als Freudenquelle dem Kinde anbieten, an Stelle des lustbringenden Fingerchens. Wir beginnen z. B. das Kind zu unterhalten, wenn es zu ludeln anfängt, bis wir erreicht haben, daß es am Spiele mehr Freude findet als am Fingerlutschen. Das gilt natürlich hauptsächlich für den Fall, wenn das Kind aus Langeweile, aus Ärger, aus Schmerz über ein verdorbenes Spielzeug im Fingerlutschen Trost sucht, wenn es sich also den Aufgaben des Lebens auf diese Weise entziehen will. Beim müden Kinde, das gewöhnt ist, mit dem Finger im Munde einzuschlafen, ist natürlich diese Methode nicht anwendbar, und es ist am besten, wenn wir da einen abwartenden Standpunkt einnehmen. Der Erzieher darf nämlich nie die Tatsache aus den Augen verlieren, daß das Ludeln für das Kind eine natürliche und seinem Alter vollkommen entsprechende Befriedigung ist, nicht aber ein Mittel, um die Großen zu ärgern.[2] Das Kind bringt also ein Opfer, wenn es dem entsagt, und unsere Aufgabe ist, zu zeigen, daß es der Mühe lohnt, dieses Opfer zu bringen. Um bei dem Beispiel des Fingerlutschens zu bleiben: wir müssen das Kind davon überzeugen, daß es eine größere Freude verursacht, das verdorbene Spiel wieder in Gang zu bringen, als verdrießlich dem Ganzen zu entsagen und den Finger zu lutschen. Was trotz alledem an gemäßigter Lust zum Ludeln zurückbleibt, dürfen wir getrost gestatten, und im Besitze der Liebe des Kindes können wir darauf rechnen, daß wir mit der Zeit auch darüber Herr zu werden vermögen. Mit dem Heranwachsen des Kindes vermehren sich andauernd unsere Hilfsmittel, mit denen wir gegen diese primitive Triebbefriedigung kämpfen können. Bei der Oralerotik ist die Lage auch

---

1) Oralerotik nennen wir die Eigenschaft des Mundes, neben den Nützlichkeitsfunktionen auch wollüstige Empfindungen vermitteln zu können. Das Entsprechende gilt für die Mastdarm-(Anal-) und Harnröhren-(Urethral-)erotik. Wir sehen also, daß in der frühen Kindheit die Hauptträger der wollüstigen Erregung solche Körperteile sind, die gleichzeitig eine wichtige biologische Funktion haben, und deren Reizung, eben wegen ihrer biologischen Funktion, unvermeidlich ist.

2) An dieser Stelle können wir auf die Abweichung der Adlerschen Auffassung von der psychoanalytischen Analyse hinweisen. Nach Adler ist ein Hauptmotiv der Unart der Kinder, daß sie ihren Willen der Macht der Großen entgegensetzen wollen (der „männliche Protest"). Dies berücksichtigen wir auch als sekundären Gesichtspunkt. Der erste Beweggrund indessen liegt in diesem wie in jedem anderen Falle in jener Lust, die die betreffende Handlung bietet. Wenn dann die Umgebung dem Kinde keine Befriedigung schafft, so hat es nur einen Grund mehr, an der selbstgefundenen Lustquelle festzuhalten.

deswegen eine leichtere, weil ein verhältnismäßig sehr großer Teil fast unverändert in die normalen Ansprüche des Erwachsenen übergeht. Denken wir nur an Rauchen, Trinken, Feinschmeckerei und — nicht zuletzt — an den Kuß.

Zusammenfassend können wir nunmehr sagen, daß die einzelnen primitiven Triebe auf zwei Arten befriedigt werden können; einerseits unabhängig von der Außenwelt, wie z. B. beim Fingerlutschen, beim Zurückhalten des Stuhles und des Urins usw., d. h. egoistisch; andererseits so, daß die Befriedigung eine Beziehung zwischen Kind und Umgebung schafft, d. h. in sozialer Form. Im Gegensatz zur egoistischen „Zurückhaltung" bei den Ausscheidungsfunktionen offenbart sich die Wertschätzung der Exkremente in sozialer Form, wenn das Kind seine Ausscheidungsprodukte jenen schenkt, die es liebt. Auf dieser Grundlage ist das Kind dann geneigt, die Verrichtung seiner Bedürfnisse den Wünschen der Erwachsenen unterzuordnen. Nach einer volkstümlichen Redensart „bezahlt" der Säugling, der sich im Schoße der Amme naß macht, die Milch, die er von ihr bekommen hatte.

In einer Novelle der „Contes Drôlatiques" spricht Balzac von einer alten Nonne, die so lange an Obstipation litt, bis sie aufseufzte: „Mein Gott! ich schenke es Dir". — Die Erzieher empfinden im Allgemeinen ganz richtig, daß dieses nicht eben sehr salonfähige „Geschenk" eine Liebesäußerung des Kindes ist. Eine mir befreundete Wiener Kinderärztin erzählte z. B., daß eines Tages bei der Morgenvisite ein eineinhalbjähriger kleiner Patient mit strahlendem Gesichtchen in seinem Bettchen saß und in der Hand irgend einen braunen Gegenstand zusammenpreßte. Als sie zu ihm kam, streckte ihr der Kleine ein Stück harten Kotes entgegen. Sicherlich wollte er damit die gute Tante Doktor auf seine Art belohnen.

Das Interesse für die körperlichen Funktionen bringt das Kind noch auf einem anderen Wege der Außenwelt näher. Die Tatsache, daß auch die übrigen Menschen ähnliche Bedürfnisse haben, vergrößert das Interesse des Kindes für andere Personen in hohem Maße. Man kann beobachten, daß ein- bis zweijährige, aber auch ältere Kinder, wenn sie zusammenkommen, einander in der Regel keine Beachtung schenken, indessen sofort Interesse zeigen, wenn eines von ihnen ein Bedürfnis verrichten muß. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß Kinder, die einander gleichgültig oder sogar feindlich gegenüber standen, unter dem Eindruck eines solchen Ereignisses einander gefühlsmäßig näher kamen und sich zum ersten Male aus eigener Initiative und ohne Zureden der Eltern umarmten und küßten.

Das Interesse für die Außenwelt beginnt noch viel früher in Verbindung mit der Oralerotik. Denken wir nur an jene allgemein bekannte Erscheinung, wenn das Kind in einem gewissen Alter alles in den Mund nimmt. Das Benehmen des Kindes zeigt klar, daß das „In-den-Mund-stecken" ein Versuch ist, mit der Außenwelt bekannt zu werden. Es ver-

sucht die Dinge auf dieselbe Art liebzugewinnen, wie es bis dahin nur die Mutterbrust und seinen Lutschfinger geliebt hat.

Wenn wir annehmen, daß aus dem Kinde ein soziales Wesen zu formen das Hauptziel der Erziehung ist, so müssen wir jenen Befriedigungsarten Vorschub leisten, die die Annäherung des Kindes an seine Umgebung fördern. Wie primitiv die Äußerungen dieser Annäherung auch sein mögen (wie z. B. das In-den-Mund-stecken von Gegenständen oder das Verschenken der Ausscheidungsprodukte), so müssen wir sie doch als die ersten Schritte auf jenem Wege einschätzen, der zum Interesse für Menschen und Gegenstände und dazu führt, sie liebzugewinnen. Im Laufe der Entwicklung muß das Individuum auch diesen primitiven Annäherungsversuchen entsagen (wie so vielen anderen), und muß sie durch andere fortgeschrittene Methoden ersetzen. Bei der Durchführung dieser weiteren Entsagung hilft dem Kinde indessen eben jenes seelische Band, welches sich auf dem primitiven Wege zwischen ihm und seiner Umgebung gebildet hatte. Wenn nämlich das Kind den ersten, allerschwersten Schritt zur opferwilligen Liebe bereits getan hat, ist es verhältnismäßig leicht, es zu weiteren Schritten in derselben Richtung zu bewegen.

Die Erzogenheit des Kindes beruht also ursprünglich *nicht auf Einsicht, sondern auf Gefühlen.* Eben deshalb können wir die Erfahrung machen, daß das Kind, sobald seine gefühlsmäßige Beziehung mit der Umgebung irgendwie gestört wird, wenn z. B. die Person, der zuliebe das Kind „brav“ wurde, weggeht, nach mehr oder weniger kurzer Zeit in den *ursprüglichen, barbarischen Zustand zurückfällt.*

Die schon erwähnte Wiener Kinderärztin beobachtete bei einem ihrer Patienten, daß der vollkommen zimmerreine, zweijährige kleine Junge einen Rückfall erlitt (d. h. sein Bett beschmutzte), als seine Eltern Logiergäste hatten und ihm seine Mutter weniger Zeit widmen konnte. — In einem anderen Falle machte das mit Erfolg an Ordnung gewöhnte kleine Mädchen ihr Bett naß in jener Nacht, als sie nicht, wie sie es gewohnt war, von der Mutter zu Bette gebracht wurde. Eine recht häufige Erscheinung ist es auch, daß die Kinder auf einen Wechsel in Pflegepersonen mit Rückfällen reagieren.

Von jener weiteren Entwicklung, in deren Verlauf die ursprünglich von außen kommenden Forderungen zu inneren Befehlen werden, wird an anderer Stelle ausführlicher die Rede sein.

Die Frage, ob wir von unserem Kinde die Verdrängung, bezw. die Unterdrückung des Trieblebens fordern sollen und in welchem Maße dies notwendig ist, können wir nunmehr teilweise beantworten. Das *Material der Erziehung bilden die Triebe*, und eine Erziehung der Triebe bedeutet immer eine *Einschränkung der Befriedigung.* Die *Kultur* ist vom Gesichtspunkte der Triebe gesehen eigentlich *eine Reihe von Forderungen*, und so versteht es sich von selbst, daß mit dem Wachsen der Kultur auch die Triebbeschränkung wächst. Daß der Trieb auf verschiedenen Umwegen doch zur Befriedigung gelangt, ist

bereits ein sekundärer Vorgang, der aber für die Entwicklung der Kultur von allergrößter Bedeutung ist. Denn die im Schaffen von Ersatzbefriedigungen sich äußernde Elastizität und Verschiebbarkeit der Triebziele hat es ermöglicht, daß eine Kultur überhaupt enstanden ist, und daß wir sie ertragen können.

ZWEITES KAPITEL

Der Ödipuskomplex

Wir wollen nunmehr die dramatischere Seite des Lebens im Kinderzimmer besprechen. Bisher versuchte ich zu zeigen, auf welche Weise die Erziehung die Triebabfuhr zu beeinflussen vermag. Das Ziel der Erziehung ist, von unserem Standpunkt gesehen, den Trieben eine solche Richtung zu geben, daß sie von der Person des Kindes abgelenkt und den Personen und Gegenständen der Außenwelt zugewendet werden. Ein Beispiel hierfür bietet die Erziehung zur Reinlichkeit, bei der wir den primitiven Stolz des Kindes auf seine Entleerungsprodukte dazu benützen, aus diesem wertvolle Geschenke zu machen, mit denen das Kind die Personen, die es liebt, auszeichnen kann. Nach diesem Muster wenden sich die Triebe des Kindes, von der Erziehung gelenkt oder auch von selbst, den es umgebenden geliebten Erwachsenen zu, so daß diese schließlich zum Kristallisationspunkt der gesamten Triebwünsche werden.

Das Kind möchte alle seine Triebe, so z. B. auch die Schaulust und Zeigelust, an seinen Eltern ausleben. Ich kann das Beispiel eines zwei Jahre alten kleinen Jungen anführen, der dann am glücklichsten ist, wenn ihm die Mutter bei der Erledigung des kleinen und großen Geschäftes behilflich ist, und wenn zufällig sein Vater auch zugegen ist, erklärt er strahlenden Gesichtes: „Papa sieht mich an." Das Aufknöpfen des Kleides und die Tatsache, daß man ihm zuschaut, betrachtet das Kind mit Recht als Liebesbeweis, und wir erfahren von ihm auch, daß es uns gern einen ähnlichen Dienst erweisen möchte. Die Kinder, die so bereitwillig ihre Nacktheit zeigen, möchten gerne auch die Großen sehen, das geht aus ihrem Benehmen deutlich genug hervor. Sie sind glücklich, wenn sie im Klosett, beim Ankleiden, Waschen usw. zugegen sein können. Diejenigen Kinder, denen keine Gelegenheit zu solchen Erfahrungen geboten wird, geben ebenfalls viele Zeichen ihres diesbezüglichen Interesses: sie horchen und fragen herum und freuen sich, wenn sie die Erklärung für das zeitweilige geheimnisvolle Verschwinden der Großen finden. Doch spielt in diesem Verhältnis nicht nur die Erotik der Ausscheidungsfunktionen, die Schau- und Tastlust eine Rolle, sondern auch die genitale Erotik.

Wir wissen, daß die genitale Erotik sich schon im Säuglingsalter in der Säuglingsonanie offenbart. Sogar unsere in Windel und Sack gehaltenen Kinder entdecken bald die Erregbarkeit der Geschlechtsorgane,

und zwar im Zusammenhang mit den unvermeidlichen Reizungen, die mit der Körperpflege einhergehen. Die Kinder beginnen zu lachen oder horchen gespannt auf, wenn man ihre Geschlechtsorgane pudert und reinigt, und mit der Zeit versuchen sie auch selbständig, sich diese Lust zu verschaffen. Es ist aus alledem offenbar, daß das Genitale von Anfang an die Fähigkeit besitzt, lustvolle Erregung zu verursachen. (Dies wird, wie bekannt, von gewissenlosen Ammen häufig dazu benützt, das weinende Kind zu beruhigen.) Die Säuglingsonanie muß genau so beurteilt werden, wie z. B. das Fingerlutschen. In diesem Alter kommt ihr keine größere, aber auch keine kleinere Bedeutung zu. Es ist ein Hauptmerkmal der Sexualität der frühen Kindheit, daß die einzelnen Lustquellen gleichen Ranges sind; das Genitale spielt vom Standpunkt der Lustgewinnung keine größere Rolle als die übrigen dazu geeigneten Organe, wie Enddarm, Harnröhrenöffnung, Mund und die ganze Hautoberfläche.

Um das vierte, fünfte Lebensjahr herum, doch manchmal auch schon früher, verändert sich dieses Verhältnis, und das Geschlechtsorgan tritt deutlich in den Vordergrund. Bei dem kleinen Jungen begünstigen die mit dem Urinieren verbundenen Lustgefühle diesen Entwicklungsgang. Im Falle des kleinen Mädchens hingegen ist die Sache viel verwickelter. Die Scheide spielt infolge ihrer verborgenen Lage in diesem Alter noch kaum eine Rolle als Lustquelle, und eben deshalb bleibt die Harnröhrenöffnung und deren unmittelbare Umgebung, die bei der Onanie des kleinen Mädchens eine so große Bedeutung hat, ein gefährlicher Konkurrent des eigentlichen Genitales. Auf diese Dinge werde ich im nächsten Kapitel zu sprechen kommen. Einstweilen wollen wir uns nur soviel merken, daß die Sexualität in diesem Alter von zwei Standpunkten aus einheitlicher wird: erstens vom Standpunkte der Objektwahl, indem alle Wünsche des Kindes irgendwie mit den Eltern in Verbindung treten, zweitens vom Standpunkte der ganzen sexuellen Organisation, insofern das Genitale im Geschlechtsleben des Kindes die führende Rolle zu übernehmen beginnt. Beide Entwicklungsrichtungen erreichen ihren Gipfel in jener Erscheinung, die wir nach Freud den Ödipuskomplex nennen.

Bevor wir uns in die Besprechung des Ödipuskomplexes einlassen, muß ich wieder auf jene Schwierigkeiten hinweisen, mit denen wir bei der Beschreibung der seelischen Konflikte des Kindesalters zu kämpfen haben. Es ist ja, ich muß es immer wieder betonen, von solchen Dingen die Rede, die ein jeder, der sich mit Erziehung beschäftigt, zum großen Teil kennt, deren Tragweite aber fast nie richtig eingeschätzt wird. Man meint, spaßige Geschichten zu hören oder Zeichen einer drolligen Nachahmungslust bei den Kindern festzustellen, wo es sich um ernste und tiefe Gefühle und Probleme für das Kind handelt. Eine derartige fehlerhafte Beurteilung der Erfahrungstatsachen ist eine recht häufige Form der Verdrängung. Da sich die Sache so verhält, wird einer Darstellung, die eben gegen diese Verdrängung ankämpft, entweder eine vollständige Zurück-

weisung zuteil, oder man sagt, was auf dasselbe herauskommt, sie sei eine Übertreibung. Dies bezieht sich besonders auf unser jetziges Thema. Den Ödipuskomplex hält man mit Recht für den wichtigsten Teil der psychoanalytischen Lehre, und so richtet sich alle Gegnerschaft gegen die Psychoanalyse hauptsächlich gegen ihn. Einen wichtigen Umstand pflegt man indessen konsequent zu vergessen, daß nämlich der Ödipuskomplex weder ein Dogma noch eine der Erklärung der Tatsachen dienende Theorie ist, sondern die Beschreibung und Zusammenfassung allgemein beobachtbarer und feststellbarer Tatbestände. Diese Tatsache ist, trocken und kurz ausgedrückt, die, daß das erste Liebesobjekt des kleinen Knaben die Mutter und das des kleinen Mädchens der Vater ist.

Betrachten wir den Inhalt dieses Satzes genauer! Das Kind ist in seinen Vater bzw. in seine Mutter verliebt. Wie und worin findet diese Liebe ihren Ausdruck? Welches ist ihr Ziel, was will sie erreichen? Und welches Schicksal wird diese Liebe treffen? Dies sind die drei Hauptfragen, die hier auftauchen, sobald wir uns entschließen, diesen einen Satz ernst zu nehmen.

Dieses Ernstnehmen ist indessen durchaus nicht leicht und wird, wie jeder auch an sich selbst merken wird, um so schwerer, je mehr wir uns in die Einzelheiten der Sache vertiefen. Die Geschichte dieser Liebe bedeutet für uns Alle einen wichtigen Abschnitt unseres Lebens, und die Erinnerung an diese selbe Geschichte haben wir alle verdrängt, denn es ist eine hoffnungslose Liebe, um die es sich hier handelt.

Mit dem letzten Satz habe ich eigentlich dem vorgegriffen, was ich später zu sagen habe. Bevor wir nun weitergehen, betrachten wir zunächst die Tatsachen! Die Kinder geben ihren Gefühlen anfangs vollkommen offen Ausdruck. Es liegt an uns, wenn wir ihren Äußerungen nicht die nötige Wichtigkeit beimessen. Ich glaube, jede Mutter, die einen Jungen hat, könnte davon erzählen, was für Liebeserklärungen ihr ihr Sohn als Kind gemacht hat, wie er ihr Ritter sein und den Papa in dessen Abwesenheit ersetzen wollte.

Ein achtjähriger Bub sagte seiner Mutter: „Mutti, ich möchte noch einen Mund haben, damit ich Dir beide Hände auf einmal küssen kann." — Eine Hausmeisterin erzählte mir, daß ihr dreijähriger kleiner Junge, als sie im Familienkreise mitteilte, der Hausherr habe sie gescholten, entrüstet ausrief: „Er soll's nur probieren, wenn ich dabei bin, da geb' ich ihm eins, daß er aus den Hosen fliegt."

Ein kleiner Elementarschüler reiste einst mit seiner Mutter weg und beruhigte beim Abschied sehr ernst den Vater, er werde auf seine Mutter achtgeben und ihr helfen, besonders mit dem Gelde umzugehen, was sonst natürlich Sache seines Vaters war.

Ein zweieinhalb Jahre altes kleines Mädchen kann abends nicht einschlafen, solange ihr Vater nicht zu ihrem Bette kommt.

Ein Kinderpsychologe (der kein Psychoanalytiker ist), schreibt von seinem fünfeinhalbjährigen Töchterchen, es habe eines Tages zur Mutter gesagt: „Lea sagt, man muß heiraten. Ist das richtig? . . . Wenn Du tot bist, so will ich Vater haben. . . . ach nein, ich will gar nicht heiraten." Ihre Mutter fragte: „Warum denn nicht?" und erhielt die Antwort: „Dann muß man umziehen, und das ist so langweilig." (Rasmussen, Psychologie des Kindes, S. 56.)

Abraham erzählte in einem seiner Berliner Kurse folgende Geschichte: Ein ungefähr vierjähriges kleines Mädchen fragte sehr interessiert, wann seine Mutter sterben werde. Auf die Frage, warum ihr die Sache so eilig sei, antwortete sie: „denn dann heirate ich den Papa, und ich bin die Mama und werde die vielen Kinder haben."

Von einem gleichfalls vierjährigen kleinen Mädchen hörte ich, daß es, als die Mutter am Ende der Ferien bedauerte, die schöne Gegend verlassen zu müssen, vorwurfsvoll sagte: „Aber Mama, zu Hause haben wir doch den Papa!"

Ein fünfjähriger Junge sagt zu seiner Mutter: „Wenn ich ein Kind haben werde, wirst Du seine Mama sein und ich sein Papa."

Ein dreijähriger Junge sieht zu, wie seine Eltern einander küssen und sagt: „Ihr habt Euch vielleicht lieb?" Die Mutter bemerkt die hinter der Frage steckende Eifersucht und beruhigt ihn: „Hab keine Angst, Dich habe ich auch lieb."

Mit überraschender Offenheit drückte ein Schüler der ersten Volksschulklasse seine Gefühle aus. Eines Tages, als er aus der Schule kam, erklärte er der Hausfrau: „Du bist mein Schatz!" Als man dies abends im Beisein des Vaters erzählte, sagte das Kind, ermutigt durch die Tatsache, daß es keine Schelte gekriegt hat: „Seitdem habe ich einen neuen Schatz." „Wen?" „Die Mama"; worauf der Vater freundlich, aber entschieden erklärte: „Kommt nicht in Frage, die Mama ist mein Schatz, such Du Dir nur eine Andere!" Dies nahm der Junge mit großer Heiterkeit zur Kenntnis. (Auf diesen Fall, der auch in pädagogischer Hinsicht interessant ist, werden wir später noch zurückkommen.)

Ein fünfjähriger Junge, dessen Vater verreist war, gibt der Vermutung Ausdruck: „Der ist inzwischen vielleicht schon gestorben." Auf die Frage der Mutter, warum er dies denke, antwortete er: „Na hörst Du, so ein alter Mann."

Aus diesen Geschichten können wir Vieles lernen. Vor allem geht aus ihnen hervor, daß das Kind, was seine Gefühle betrifft, schon lange vor der Pubertät sozusagen ein fertiger Mensch ist. Das nach dem Vater sich sehnende Mädchen, das seiner Mutter Vorwürfe macht, warum ihr die schöne Gegend wichtiger sei als der Papa, und der achtjährige Bub, dem ein Mund zu wenig ist, um die Hände der Mutter zu küssen, bieten uns die schönsten Beispiele der zärtlichen Liebe. Der kriegerische kleine Hausmeistersohn ist ein Vorbild der Ritterlichkeit. Wir können aber auch feststellen, daß das Kind nicht nur liebt, sondern auch eifersüchtig ist und ganz genau weiß, wen es als Rivalen zu betrachten hat.

Doch in diesem Punkte ist es mit den kleinen Liebhabern wesentlich schlimmer bestellt als mit ihren erwachsenen Kollegen im allgemeinen. Sie sind jenen vergleichbar, die das Unglück haben, sich gerade in die

Frau ihres liebsten Freundes oder in den Mann ihrer besten Freundin zu verlieben. Das Kind ist nämlich auch an den Rivalen durch Liebe und Zärtlichkeit gebunden. So können wir also schon auf Grund dieser kurzen Überlegung in der Liebe der Kinder den Keim zweier schwerer Konflikte entdecken.

Betrachten wir zuerst jenen Konflikt, der aus der Beziehung zum Rivalen entsteht. Das Kind gerät durch seine Liebe in die Lage, jemand, den es liebt und verehrt, als Feind betrachten zu müssen. Warum muß aber der Knabe den Vater, das Mädchen die Mutter als Feind betrachten, da sie doch gestatten, ja geradezu verlangen, daß das Kind den anderen Elternteil auch liebe? Was dem Kinde gestattet und von ihm verlangt wird, ist jedoch nicht das, wonach das Kind sich sehnt. Diesen Unterschied zwischen Erlaubtem und Gewünschtem empfindet das Kind als Zurückweisung, und als Urheber dieser Zurückweisung betrachtet es seine erwachsenen Rivalen: Vater oder Mutter.

Damit sind wir zu dem heikelsten Punkt dieser Frage gelangt, zu jenem, gegen dessen Bewußtwerden sich die Verdrängung am heftigsten wehrt. Das Kind begnügt sich nämlich nicht damit, auch lieben zu dürfen, es will Alles, will wirklich den anderen ganz für sich haben und stößt in diesem Bestreben tatsächlich auf Schwierigkeiten. Was dieses „Alles“ ist, nach dem es sich sehnt, davon wird später die Rede sein; vorderhand begnügen wir uns damit, daß das Kind, welches noch kaum die Periode des ungebändigten, sofortige und völlige Befriedigung fordernden, auf die geringste Pein mit wütender Ungeduld reagierenden Trieblebens verlassen hat, auf die Forderung zu teilen und zu entsagen nur mit Haß reagieren kann. Das kleine Mädchen, das die Frau des Vaters werden möchte, drängt die Mutter ungeduldig, sie möge sich mit dem Sterben beeilen, und das eifersüchtige Bübchen sieht den Vater so alt, daß dessen Ende nach seiner Meinung jeden Augenblick eintreten kann.

Wie schwer es uns auch fällt, wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, daß unsere Kinder uns nicht nur liebhaben, sondern auch bereit sind, uns, sobald wir ihnen im Wege sind, aus der Welt zu schaffen. Diese Art des Liebhabens können wir gut in dem Verhältnis der Kinder zu ihren Spielsachen beobachten. Jeder kann bemerken, wie ein kleines Kind sein Spielzeug, das es nicht mehr braucht, fallen läßt. Die Sachen werden nicht irgendwohin fortgelegt, sondern einfach aus der Hand gelassen, ohne daß sich das Kind auch nur danach umschauen würde. wenn ihm nicht etwa der Krach eine neue Belustigung verursacht. So geht das Kind auch mit Menschen um, die es nicht braucht, oder die es in etwas hindern. Seien wir aber gerecht und vergessen wir nicht, daß die Kleinen nicht nur die angenehmen, sondern auch die bitteren Eindrücke von ihrer engsten Umgebung, ihren Eltern empfangen. Eben deshalb ist nicht die aus der Verliebtheit entspringende Rivalität der erste Gefühlskonflikt des Kindes. Ähnliches tritt schon viel früher in dessen Leben auf. Denken wir nur

daran, welchen Zorn die Anforderungen der Erziehung im Kinde verursachen, oder an jene Trauer, die die Abwesenheit der Mutter dem ganz kleinen Kinde bereitet, und schließlich daran, daß die nächsten Angehörigen des Kindes am häufigsten in die Lage kommen, dem Kinde Wünsche zu verweigern.

Ein gutes Beispiel dafür, daß das kleine Kind keine Kompromisse kennt, ist folgende kleine Geschichte: Ein dreijähriges Mädchen wünscht sich das Armband ihrer Patin und verlangt es von ihr; diese schlägt ihm die Bitte damit ab, daß es nach ihrem Tode sowieso ihm gehören werde, darauf das Kind: „Bitte stirb doch!" Nichts geschieht. Einige Minuten später sagt das Kind mit vorwurfsvoller Stimme: „Na?" Das kleine Mädchen, dem „Sterben" soviel bedeutet, wie „nicht da sein", forderte in seiner Sehnsucht nach dem Armband ungeduldig, die sonst angebetete Patin möge „nicht sein", damit es das Ersehnte erhalten könne.

Dem Kinde ist es also keine unmögliche Sache, derselben Person gegenüber abwechselnd Liebe und Haß zu empfinden. Mit der Zeit hingegen werden unter dem Einfluß der Erziehung diese zwei Gefühle unvereinbar, und dann beginnt der seelische Kampf, dessen Ausgang die Verdrängung der einen, meistens der feindlichen Gefühlsregung ist, was gleichzeitig die Verdrängung aller jener Wünsche bedeutet, die mit dem den Haß verursachenden Rivalitätsgefühl verbunden sind. Diesen Vorgang sehen wir schön, beinahe konzentriert, in dem Beispiele von Rasmussens kleiner Tochter. Das Kind erklärt zuerst spontan, es werde nach dem Tode der Mutter den Vater heiraten. Gleich hernach erschrickt sie, offenbar vor dem in dem Plane verborgenen gegen die Mutter gerichteten Todeswunsch, und gibt ihre soeben geäußerten Wünsche mit der Bemerkung auf, daß das Heiraten „langweilig und unbequem" sei[1].

Nach alldem kehren wir zu der Frage zurück, was das Ziel der „Ödipuskomplex" genannten Kindheitsliebe ist. Bei dieser Frage lassen uns leider die Kindergeschichten im Stich, die uns mit Aufklärungen dienen könnten.[2] Dies hat einerseits seinen Grund in der Prüderie der Erwachsenen, andererseits in der Erziehung, die in diesem Alter schon eine bedeutende Abnahme der Aufrichtigkeit des Kindes bewirkt. Es ist eine große Seltenheit, daß ein vier bis fünf Jahre altes Kind in der Mitteilung seiner Gedanken so frei ist, daß es seine diesbezüglichen Wünsche auszusprechen sich getraut, ja, es gesteht sie sogar nicht einmal sich selber ein. Ein anderer Umstand, den wir berücksichtigen müssen, ist, daß hier von solchen Wünschen die Rede ist, die infolge der körperlichen und geistigen Unentwickeltheit des Kindes noch keine bestimmte Form annehmen können. Wahrscheinlich ist ein großer Teil dieser Unsicherheit ebenfalls Erziehungsprodukt. Es sei

1) Nach dem Muster dieses Beispieles kann in pathologischen Fällen eine völlige Ablehnung des normalen Geschlechtslebens bei der erwachsenen Frau erfolgen.

2) Was wir darüber wissen, stammt zum größten Teil aus der Analyse Kranker und Gesunder und aus psychoanalytischen Kinderbeobachtungen.

dem, wie es will, jedenfalls verhindert die Unwissenheit unserer Kinder nicht ihr reges Interesse für die sexuellen Dinge, erklärt aber z. T. die verschiedenen Seltsamkeiten der kindlichen Liebesphantasien.

Ein Beispiel für den unbesiegbaren Wissensdrang der Kinder bietet folgende etwas gewagt klingende, jedoch vollkommen wahrheitsgetreue Geschichte: In der Familie erwartet man ein Baby. Vor der Niederkunft wird der ältere Knabe, damit er ja nichts merkt, zu Verwandten auf ein Gut geschickt. Als er nachher vom Vater abgeholt wird, entwickelt sich zwischen ihnen folgendes Gespräch: Der Vater: „Der liebe Gott hat unsere Bitte erhört und uns ein kleines Mädchen geschenkt." Der Kleine stellt einige nebensächliche Fragen, dann sagt er plötzlich: „Schau Papa, ich weiß alles, nur eines sag' mir noch, ist die Mama zu dem Bullen gegangen, oder hat man den Bullen zu ihr gebracht?"

Die Kinder möchten irgendwie an dem Guten teilhaben, das die Großen einander bieten. Aber was mag dies wohl sein? Das Raten knüpft sich meistens an die in den meisten Familien leicht zu beobachtende Tatsache, daß die Eltern zusammen schlafen. Das Geheimnis, das die Geschehnisse im Schlafzimmer umgibt, vergrößert noch ihre Neugierde. Das, was die Erwachsenen so sorgsam vor ihnen verheimlichen, kann nur etwas Angenehmes sein, darüber sind die Kleinen nicht im Zweifel, und dieses Angenehme stellen sie sich nach dem Muster der ihnen bekannten Genüsse vor. Auf diese Weise entstehen jene typischen Kindertheorien über das Wesen des Ehelebens, denen wir in der Analyse sowohl der Gesunden als auch der Kranken begegnen. Nach diesen Kindheitsphantasien besteht das Eheleben z. B. darin, daß die Eltern ihre Bedürfnisse vor einander erledigen oder daß sie sich einander nackt zeigen. Eine wichtige und schon mehr legitime Rolle spielt in diesen Vorstellungen der Kuß, da er die einzige sexuelle Handlung ist, von der auch das Kind wissen darf. Ein wichtiger Begleiter all dieser Phantasien und Grübeleien ist die genitale Erregung, die das Kind undeutlich zwar, aber doch entschieden, in die Richtung der Wirklichkeit leitet. Die wollüstige Erregung des Geschlechtsorganes ist ein starker und unumstößlicher Beweis dafür, daß dieser wichtige Körperteil unbedingt eine Rolle im Zusammenleben der Eltern spielt.

Vergessen wir nicht, daß das Genitale auch bei den Liebkosungen mitspricht, besonders dann, wenn die Eltern das Kind, wie allgemein üblich, zu sich ins Bett nehmen. Bei diesem unschuldigen, mit anderen Worten von Sexualität frei gedachten Vergnügen versuchen die Kinder auf diejenigen Fragen, die ihre Phantasie beschäftigen, Antwort zu bekommen. Sie machen Entdeckungen am Körper ihrer Eltern und erleben dabei jene Lust, die die körperliche Nähe eines geliebten Wesens verursacht.

In Gesellschaft hörte ich zum Beispiel folgenden Fall: Eine Mutter erzählt, was für ein Glück es für ihren Sohn sei, wenn sie ihn zu sich ins Bett nehme, so daß sie dem elfjährigen Jungen noch immer gestatte, bei feierlichen Anlässen

(wie z. B. Geburtstag, Weihnachten) zu ihr ins Bett zu schlüpfen. Beim letzten solchen Anlasse überraschte das Kind sie damit, daß es sagte: „Mutti, Du weißt gar nicht, wie sehr ich schon ein Junge bin!" Die Mutter staunte umsomehr, als sie das Kind für ein solches „Dummerchen" gehalten hatte, das noch nicht einmal den Unterschied zwischen Buben und Mädchen kenne (obwohl er ein Schwesterchen hat). Wir können uns vorstellen, was für starke Gefühle es gewesen sein mußten, die ein so scheues Bübchen zu einem solchen offenen Geständnis brachten.

Der einzige Fehler dieses Beispiels ist, daß es sich auf ein verhältnismäßig großes Kind bezieht, das schon dem Pubertätsalter nahe ist, jenem Alter also, in welchem es auch nach der allgemeinen Meinung schon gestattet ist, geschlechtliche Erregung zu empfinden; doch pflegt diese selbe allgemeine Meinung die Möglichkeit, daß geschlechtliche Erregung in Verbindung mit der Person der Mutter bei einem Jungen auftreten könne, mit Entrüstung zurückzuweisen. Wir gehen indessen noch weiter und behaupten auf Grund unserer psychoanalytischen Erfahrungen, daß drei- bis vierjährige, ja sogar noch jüngere Kinder ebenfalls mit genitaler Erregung auf jene Lust reagieren, die ihnen die körperliche Nähe der Eltern verursacht.

Aus der Analyse der Erwachsenen und Kinder wissen wir, daß die Verknüpfung der genitalen Erregung mit Personen die Form der Onanie entscheidend beeinflußt. Um das dritte und vierte Lebensjahr ist die Onanie nicht mehr eine rein egoistische Befriedigungsart, sondern es gesellen sich zu ihr Phantasien, deren Inhalt Wünsche sind, die sich auf die geliebten Personen — zumeist die Eltern — beziehen. Diese Onanie-Phantasien der Kindheit sind die zutiefst verdrängten seelischen Inhalte, die auch schon zur Zeit ihres Entstehens nur ganz selten völlig bewußt werden. Warum diese Phantasien unter so strenger Zensur stehen, darüber will ich vorderhand nur bemerken, daß die hauptsächliche Ursache der Verdrängung die Furcht vor der Vergeltung der gegen den Rivalen gerichteten feindlichen Affekte ist.

Der Inhalt der Onanie-Phantasien der Kindheit ist im allgemeinen recht einfach. In einem klassischen Fall, den Freud beschrieben hat, in der Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (Ges. Schriften, Bd. VIII), onanierte das fünfjährige Bübchen, indem es sich seine Mutter in einem kurzen Hemd vorstellte, welches das Genitale sichtbar werden ließ. In der Phantasie erfüllte sich also der Wunsch des Kindes, jenen Körperteil der Mutter, den es in Wirklichkeit selten zu sehen bekommen hatte, ausgiebig zu betrachten.

Nur wenn man Gelegenheit hat, auf dem Wege von Analysen Erfahrungen zu sammeln, bekommt man eine Ahnung von der Stärke der Gefühle, von welchen diese primitiven Phantasien erfüllt sind. Aus Analysen erfahren wir, welch brennende Neugier nach den Geheimnissen des Geschlechtslebens die Kinder quält. Es ist kein bloßes theoretisches Interesse,

welches die Wißbegier des Kindes entfacht. Das Kind will die Lustgefühle der Erwachsenen kennen, um an ihnen teilnehmen zu können.

Ein Beispiel. Der Vater sagt: „Ich nehme den Jungen nicht ins Kino mit; lauter Liebesgeschichten.“ Hierauf der sechsjährige Junge: „Aber Papa, wie soll ich denn lernen, was Liebe ist?“

Wie bereits erwähnt, ist die genitale Erregung des Kindes der erste Fingerzeig zur Lösung des Geheimnisses. Das Kind kann mancherlei daraus lernen. Bei der genitalen Erregung des Kindes spielen nämlich Begierden eine Rolle, die sicherlich zu den ererbten Impulsen der Menschheit gehören. Im kleinen Jungen entsteht ein dunkler Trieb, die, die er liebt, zu überfallen und in seine Gewalt zu bringen. Wahrscheinlich stammt die bei Kindern so allgemeine sadistische Auffassung des Koitus und überhaupt der Liebe daher.

Ein kaum eineinhalbjähriger Junge z. B. sagte, als seine Eltern einander vor ihm küßten: „Du darfst der Mama nichts tun.“ Zugleich küßte das Kind selbst die Mutter sehr gern und gab sogar mit Vorliebe ein „Zwickibussi“, und es freute ihn sichtlich, wenn er merkte, daß es weh tat. Das „man darf nicht“ bezog sich also nur darauf, daß nicht der V a t e r die Mutter küssen soll, dieses Recht wollte er sich selbst reservieren. Er gab diesem Wunsch auch Ausdruck, indem er den Vater mit den Worten wegschickte: „Geh arbeiten!“

Wenn Kinder Z e u g e n e i n e s K o i t u s, sei es von Tieren, sei es von Menschen, werden, fassen sie ihn meistens als Rauferei auf. Diese Auffassung schließt indessen nicht aus, daß sie den sexuellen Charakter des Aktes erkennen. Das Kind kann ja auch in Verbindung mit seinen Spielgefährten feststellen, daß eine Rauferei mit lustvoller Erregung einhergehen kann. Dieselbe Wirkung haben die scherzhaften Balgereien zwischen Kindern und Erwachsenen. Diese Spiele verursachen beiden Teilen einen großen Spaß; dasselbe kann aber auch von den ernsteren, schon als Strafe gedachten Schlägen gesagt werden.

Von einem etwa vier Jahre alten kleinen Jungen erzählte man, daß er, als die Mutter (die das Kind übrigens oft prügelte) ihm, weil er besonders schlimm war, drohte, sie werde ihn durch den Vater kräftig durchhauen lassen, — darauf nur entgegnete: „Schlag mich lieber du, Mutti, dich habe ich viel lieber.“

Die Koitusbeobachtungen im Kindesalter gehören zu jenen folgenschweren, sexuellen Erlebnissen, die die Eltern selbst, ohne es zu ahnen, fast überall den Kindern zuteil werden lassen. Wenn wir die Aufmerksamkeit der Eltern darauf lenken, was für Beobachtungen das Kind machen kann, wenn es im gemeinsamen Schlafzimmer schläft, antworten sie gewöhnlich, daß das Kind einen tiefen Schlaf hat oder daß es doch nicht versteht, was vorgeht. Daß die Kinder an den sexuellen Erregungen der Großen teilnehmen, hat die Psychoanalyse nur rückläufig auf Grund der Erinnerungen der Kranken feststellen können, bei denen diese in der Kindheit gemachten Beobachtungen oft zum Ausgangspunkt der verschiedensten Konflikte wurden. Heute

indessen, wo wir in diesen Dingen schon klarer sehen, nehmen wir die verräterischen Zeichen wahr, welche darauf hinweisen, daß die Kinder, wenn sie auch eventuell nicht sehen und nicht hören, doch irgendwie fühlen, was vorgeht. So lernten wir z. B. das nächtliche Benehmen des Kindes in gewissen Fällen verstehen.

Von einem vier Jahre alten Jungen, dessen Vater wöchentlich nur einen Tag, bzw. eine Nacht bei seiner Familie verbrachte, hörte ich, daß er besonders an diesem Tage verdrießlich und schlimm ist, nicht einschlafen will usw. Ein siebenjähriges kleines Mädchen, das (wie auch der oben erwähnte kleine Junge) mit den Eltern in einem Zimmer schläft, macht sich jede Nacht naß, mit Ausnahme der Woche, in der die Mutter menstruiert. Zum Verständnis dieses Falles ist es notwendig, uns ins Gedächtnis zurückzurufen, daß das Urinieren eine Ausdrucksform der kindlichen Sexualität ist. Des weiteren müssen wir noch berücksichtigen, daß bei kleinen Mädchen eben die Gegend der Harnröhrenöffnung und der Klitoris die wichtigste Trägerin der sexuellen Erregung ist, und daß in dieser Körperregion auch die Onanie vor sich geht; und endlich ist das Urinieren eine bekannte infantile Ableitungsart der verschiedensten Aufregungen. Das Bettnässen ist in diesem Fall ein deutliches Zeichen dafür, daß das Kind auf seine Art die Eltern nachahmt. Die von den Eltern mit Erstaunen beobachtete Tatsache, daß das Bettnässen während der Menstruation der Mutter aufhört, bestärkt unsere Annahme. Als Ausdruck freudiger Erregung erschien das Urinieren bei einem anderen vier Jahre alten kleinen Mädchen, das, wenn es den Vater unerwartet erblickte, sich vor Freude sofort naß machte. Auf dieselbe Weise läßt sich auch erklären, daß selbst ganz kleine Kinder die Eltern so oft gerade bei Gelegenheit des geschlechtlichen Verkehrs dadurch stören, daß sie ihr Bett schmutzig machen.

Diese primitive Form der Teilnahme des Kindes an der Erregung der Eltern wirkt beinahe so, als ob das Kind die Großen verhöhnen wollte: „Seht her, ich schlafe, ich sehe nicht, ich höre nicht, und weiß doch alles".

Dieses höhnische, aufrührerische Gefühl spielt im Leben jedes Kindes eine Rolle. Im allgemeinen werden die Kinder von den Großen wirklich dazu verurteilt, sich blind und taub zu stellen. Im Sinne der uralten Vogel-Strauß-Politik gibt man sich damit zufrieden, daß die Kleinen das, was sie nicht wissen sollen („so etwas fragt ein braves Kind nicht" usw.) auch tatsächlich nicht wissen. Diese Scheinheiligkeit gereicht indessen den Kindern zu größerem Schaden als das, was wir vor ihnen verbergen. Denn was sie wissen, dürfen sie nicht zeigen; was sie wissen möchten, dürfen sie nicht fragen; jede aufrichtige Äußerung ihres Geschlechtslebens wird für eine verbotene und sündhafte Sache erklärt. Auf diese Weise erhalten sie dem Geschlechtsleben gegenüber schon zu Beginn ihres Lebens eine ganz verdorbene und ungesunde Einstellung. Sie lernen, alles, was lustvoll ist, als Sünde anzusehen, und meistens verlieren sie für ihr ganzes Leben die Fähigkeit, den Äußerungen des Geschlechtstriebes vorurteilslos gegenüber zu stehen.

Die schädlichen Folgen dieser Erziehungsmethode zeigen sich nicht nur

im Verhältnis des Menschen zum Geschlechtsleben im allgemeinen, sondern noch früher in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kind. Wir finden im Kinderzimmer eine seltsame Mischung von Versagen und Gewähren, die jeder Aufrichtigkeit und jeder Planmäßigkeit entbehrt. Die oben skizzierte, auf Lüge aufgebaute Sexualmoral kann neben völligem Leugnen der Sexualität mit der größten Nachgiebigkeit einhergehen. Auf Grund der Fiktion, daß das Kind keine sexuellen Gefühle kennt, erlauben sich die Erwachsenen oft sehr weitgehende Dinge dem Kinde gegenüber. Sogar direktes Spielen mit den Genitalien ist keine Seltenheit. Sollte aber das Kind durch Reden oder durch Fragen verraten, was für Gefühle es bei diesen Spielen hat, so wird entweder das Kind für verdorben gehalten, oder es wird nach dem Übeltäter gefahndet, der dem Kinde solche Dinge in den Kopf gesetzt hat. Das Kind kann eben hören und sehen und in der Form von Zärtlichkeiten auch an sich selbst erleben, was es will, da wir ja alles damit wieder gutmachen, daß wir — und unter unserem Einfluß auch die Kinder — uns so benehmen, als ob nichts geschehen wäre.

Diese „unschuldigen" Spiele binden das Kind stärker, als es für seine Entwicklung wünschenswert ist, an die Eltern und Pflegepersonen. Dazu kommt noch, daß diese zärtlichen Spiele dem Kinde wohl Genuß, aber doch kein wirkliches Glück bereiten, da die Verleugnung ihrer wahren Natur im Kinde das Schuldgefühl erweckt[1]. Das hat zur Folge, daß neben der als sündhaft empfundenen und bald verdrängten erotischen Bindung an die Eltern eine tiefe, nicht selten sogar an Haß grenzende Entfremdung gegenüber den Eltern im Kinde entsteht.

Auf Grund des Bisherigen wissen wir, daß die Sexualität infolge des Ödipuskomplexes mit Schuldbewußtsein einhergeht, wegen der gegen den Rivalen empfundenen feindlichen Affekte. Die Eltern steigern oft dieses Schuldbewußtsein dadurch, daß sie, obgleich sie selbst den Kindern lustvolle Erlebnisse verschaffen, diese selben Erlebnisse für verboten erklären. Die Kleinen erfahren es daher nie genau, ob die Großen ebenso Lust empfinden wie sie, oder ob das nur ein Zeichen ihrer Sündhaftigkeit sei. Die Unaufrichtigkeit der Erwachsenen in Bezug auf ihre lustvollen Empfindungen ist somit eines der größten Hindernisse einer wahren Freundschaft zwischen den Kindern und ihren Eltern.

Nehmen wir als Beispiel das Onanieverbot. Eine aufgeklärte Mutter, die ihr Kind nicht unnötig erschrecken will, erklärt ihrem über zehn Jahre alten Töchterchen, es solle doch diese „kleine Unart" (nämlich die Onanie) lassen, es sei doch nichts weiter als eine „schlechte Angewohnheit". Nun muß aber das Kind aus Erfahrung wissen, daß diese sogenannte „schlechte Angewohnheit" mit recht starkem Lustgefühl verbunden ist. Was soll die Kleine jetzt von der Mutter denken? Entweder ist die Mutter ein vollkommen anders geartetes Wesen

---

1) Die schädliche, oft sogar traumatische Wirkung allzu großer Zärtlichkeit dem hilflosen Kinde gegenüber wird neuerdings von Ferenczi besonders betont.

als sie selbst, die solche Gefühle wie die ihren gar nicht kennt, oder aber sie ist eine Lügnerin und nennt eine „kleine Unart", wovon sie selbst weiß, daß es etwas recht Gutes ist.

Wenn dann die Kinder mit der Zeit die wahren Gefühle der Erwachsenen kennen lernen, können sie sich nicht mehr der Gleichheit freuen, sondern erkennen den begangenen Verrat. Die Eltern verlieren den Heiligenschein, mit dem sie die Kinder in der Zeit des Verdrängungskampfes umgeben haben. Sexuelles Leben und Achtung bleiben oft für das ganze Leben unvereinbar; so daß die Kinder, wenn sie dahin gelangen, selbst Eltern zu sein, es sich ebenfalls nicht vorstellen können, daß es möglich ist, den Kindern gegenüber ihre Autorität zu bewahren, wenn sie ihnen verraten, daß sie ein geschlechtliches Leben führen. So wiederholt sich von Generation zu Generation immer wieder dieselbe Lüge, obwohl wir doch alle in gleicher Weise darunter leiden.

Mutiger und freier haben sich die Eltern im Falle jenes Knaben betragen, der sich zuerst die Hausfrau als Liebste aussucht, später verrät, daß er eigentlich die Mutter gemeint habe, und schließlich guten Mutes zur Kenntnis nimmt, daß er anderswo einen „Schatz" suchen müsse. In diesem Falle antwortete der Vater unbedingt richtig auf das Benehmen des Kindes. Er betrachtete die Gefühle des Kindes als wahrhaftige und begründete seine Zurückweisung, wie er es einem ernsten Gegner gegenüber getan hätte. Dadurch hob er einesteils das Selbstbewußtsein des Kindes, gab ihm die Möglichkeit, für seine Gefühle einzustehen, und zeigte ihm gleichzeitig den Weg, auf welchem er sich einst einen Schadenersatz verschaffen könne. Die übliche Erledigungs-Methode hätte einfach erklärt: „es schickt sich nicht für kleine Kinder, über so etwas zu sprechen" usw., was gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielt hätte. Das Kind hätte sowohl in seiner Liebe als auch in seinem Selbstbewußtsein eine Kränkung erlitten. Außerdem wäre dem Kinde, da es durch diese Art der Zurückweisung von einem höheren Gefühlsniveau auf ein tieferes herabgedrängt wird, der Weg versperrt worden, der von der Person der Mutter zu einem erlaubten Liebesobjekt führt. Eine weitere schwere Folge dieser selben Methode ist die, daß sie im Unbewußten zu einer Überschätzung des „Kindseins" führt auf Kosten des Erwachsenseins. Mit einer ganz rohen Schematisierung können wir dies auf folgende Weise erklären: Der erste Versuch des Kindes, erwachsen zu sein, geht mit einem vollständigen Mißerfolg einher; nicht nur, daß es sein Ziel nicht erreicht, auch die Realität seiner Gefühle wird abgeleugnet. Nur wenn er sich mit seinem Kindsein zufrieden gibt, kann der Knabe die Mutter für sich behalten. Sehr viele Neurosen finden darin ihre Erklärung, daß das betreffende Individuum ein Kind bleiben will, damit es ungestört die Fürsorge und Liebe der Mutter genießen könne. In unserem Beispiele hingegen, wo der Vater den kleinen Jungen nicht schont und unbarmherzig auf die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe hinweist, erscheint zugleich das Erwachsensein als jenes verlockende Alter, in dem der Knabe die Möglichkeit haben wird, seine Wünsche zu befriedigen.

Schon aus dem bisherigen sahen wir, welch großzügige Wißbegier im kleinen Kinde nach den Geheimnissen des sexuellen Lebens entsteht. Eine

der auffallendsten Erscheinungen dieser Wißbegier ist die in jedem Kinderzimmer wohlbekannte Frage: „W o k o m m e n d i e K i n d e r h e r?"

Eine der Psychoanalyse vollständig fernstehende Kinderschwester erzählte mir, daß sie in ihrer ersten Stellung, sozusagen in den ersten fünf Minuten, vom fünfjährigen Söhnchen der Familie mit folgender Frage überfallen wurde: „Nicht wahr, Du wirst es mir wirklich sagen, woher die Kinder kommen?" Der kleine Bub erhoffte, daß es ihm von der halb in ärztlicher Berufung erscheinenden Krankenschwester endlich gelingen werde, eine aufrichtige Antwort zu erhalten. In derselben Familie war auch ein sechs Monate alter Säugling, und wahrscheinlich war es dieser Umstand, der die Frage für den Älteren so aktuell machte. Die Eltern fanden es ganz natürlich, daß der kleine Junge, der als vierjähriger die Schwangerschaft der Mutter mitangesehen hatte, von dem Ganzen nichts bemerkt habe. Und am allerwenigsten dachten sie daran, daß das Kind einen Zusammenhang zwischen der körperlichen Veränderung der Mutter und dem Erscheinen des Brüderchens gesucht hätte. Auf diese Weise konnte es geschehen, daß das nach der Beschreibung der Schwester übertrieben verwöhnte Kind mit seinen brennenden Problemen zu einer Fremden lief und mehr Vertrauen zu ihr hatte als zu seinen Eltern, die es anbeteten. Dieser Fall ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie einsam ein Kind in der liebevollsten Umgebung sein kann, wenn man nicht versteht, was seine Seele beschäftigt.

Das Problem der Geburt spielt im Leben jedes Kindes eine wichtige Rolle. Die Frage, woher die Kinder kommen, wird von den meisten Kindern früher oder später offen vorgebracht, und jeder weiß, daß die kleinen Fragesteller bei dieser Gelegenheit in der Regel angeführt werden. Ich muß erklären, warum ich diesen vielleicht zu starken Ausdruck gebraucht habe. Aus Analysen, in günstigen Fällen auch vom kleinen Kinde selbst, erfahren wir, daß sie das Storchmärchen als Betrug empfinden.

Ein dreijähriger kleiner Berliner meldet seiner Mutter: „Jetzt weiß ich schon, die Kinder wachsen den Frauen in ihrem Bauch. Oder glaubst Du vielleicht, daß ich so doof war und geglaubt habe, daß ich im Teltowkanal gesessen bin? Und wie hat mich denn der Storch gebracht? Vielleicht zum Schornstein hereingeworfen? Da hätte ich mich ja ganz schmutzig gemacht und angeschlagen!" Erst als er die tatsächliche Wahrheit erfahren hatte, verriet also der kleine Junge, wieviel Zweifel seinerzeit nach der Antwort der Eltern in ihm entstanden waren.

Die Ausdauer der Kinder, mit der sie das Problem der Geburt trotz aller Zurückweisungen verfolgen, hat ihren guten Grund. Die Frage: „Woher kommen die Kinder?" bildet gleichsam einen Knotenpunkt für das sexuelle Interesse des Kindes. F r e u d führt an vielen Stellen aus, daß diese Frage in den kleinen Menschen den Forschertrieb erwecke. Dies ist auch kein Wunder, da bei dieser Frage sowohl die egoistischen wie die sexuellen Interessen des Kindes mit im Spiele sind. Das Problem wird in der Regel bei Geburt eines Brüderchens oder Schwesterchens aktuell. Doch auch beim einzigen Kinde ist die Furcht vor dem Erscheinen eines Rivalen eine der wichtigsten Ursachen für das Auftauchen der Frage. Nie fehlt die eifersüchtige Rivalität zwischen Geschwistern. Ich will jetzt nicht darüber

sprechen, auf welche Weise sich das Kind mit der neuen Lage aussöhnt. Jetzt interessiert uns nur die primäre Einstellung zu dem neuen Rivalen, deren Wesen Furcht und Haß ist.

Ein fünfjähriger Knabe, der keine Geschwister hat, erklärt: „Nicht wahr, wenn die Mama schon ein Kind hat und dann noch eines will, das ist eine Dummheit?"

Ein ebenfalls einziges, fünfjähriges kleines Mädchen antwortet auf die Frage, was denn die Kinder machen, die eine gemeinsame Mama haben, kurz und bündig: „Sie zanken sich."

Ein siebzig Jahre alter Herr fragte einen dreijährigen kleinen Buben: „Na, was würdest du zu einem Schwesterchen sagen?" und setzt auf der Stelle hinzu: „Noch heute erinnere ich mich, wie böse ich auf meine jüngere Schwester war, als sie geboren wurde, und damals war ich doch erst fünf Jahre alt!"

Eine etwa drei bis vier Jahre alte kleine Berlinerin sagt, als man ihr das neugeborene Brüderchen zeigt: „Könnte man es nicht im K. d. W. für einen Luftballon umtauschen?"

Diese Eifersucht äußert sich nicht selten auch in offener Feindseligkeit. Eine Mutter erzählte mir, daß sie ihren Sohn, der sonst ein auffallend sanftes Kind war, im Alter von zwei Jahren einmal dabei ertappte, wie er mit einem großen Stück Brennholz das jüngere Kind in der Wiege auf den Kopf schlagen wollte.

In einem anderen Falle sperrte ein dreijähriges Mädchen ihren in den Windeln liegenden kleinen Bruder in eine Schublade und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus. Ein kaum dreijähriges Bübchen drückte seine Verachtung für den neugeborenen Bruder mit folgenden prägnanten Worten aus: „Keine Zähne, rot, stinkt." (Dieses Beispiel hörte ich in einem Vortrage Abrahams.) Solche und ähnliche Beispiele könnte man ohne Ende aufzählen. Die Ursache der Eifersucht und des Zornes ist natürlich, daß der bisher einzige Liebling die Liebe der Eltern mit einem fremden Ankömmling teilen muß.

Das zweite wichtige treibende Moment des Interesses für die Geburt des Kindes ist die sexuelle Seite der Frage. Aus Analysen und vorurteilslosen Kinderbeobachtungen wissen wir, daß die Kleinen ebenso wie den Koitus so auch die Geburt für etwas Lustvolles halten und darüber teils auf Grund ihrer Beobachtungen, teils in Anlehnung an die Wegweiser ihrer Triebwelt ihre Theorie bilden.

Eine sehr lehrreiche Erfahrung machte in dieser Richtung der schon erwähnte dänische Kinderpsychologe Rasmussen. Seine zwei kleinen Mädchen wurden, wie es aus seinem Buche „Psychologie des Kindes" hervorgeht, sehr frei erzogen. Das ältere, etwa fünfjährige Töchterchen fragt die Mutter: „Wo ist das Kind, das die Dame im Sommer haben soll?" Die Mutter antwortet: „Das ist im Magen der Dame." Das Kind findet das sehr seltsam und fragt nach einigem Nachdenken: „Hat sie es denn gegessen?" Auf die verneinende Antwort hin beginnt sie nun weiter zu forschen. „Wächst es aus dem Fleisch heraus?" Wieder kam die Antwort: „Nein." Ruth fragte aber unverdrossen weiter: „Kommt es denn aus dem Mund heraus?" Ihre Mutter, die nun merkte, daß sie mit der Sprache herausrücken mußte, antwortete endlich: „Nein, das

kommt aus dem Popo." (Das entsprechende dänische Wort bezeichnet die Gegend *der Harnröhrenöffnung.*) Ruth war vollkommen durch diese richtige Erklärung zufriedengestellt, die sie auf eigene Rechnung weiterführte, indem sie sagte: „Dann setzt sie sich auf den Topf und dann kommt es und dann wird es naß und dann muß es an den Füßen abgetrocknet werden." (Rasmussen, a.a.O., S. 55—56.)

Ein fünfjähriger Knabe sagte, als ihm erklärt wurde, wie er zur Welt kam, ebenfalls recht befriedigt: „... und dann hast du (nämlich die Mutter) geglaubt, du mußt Großes machen, und hast gedrückt, aber nicht das Große kam, sondern ich."

Ein vier- bis fünfjähriges kleines Mädchen wird auf dem Lande Zeuge der Geburtswehen. Unter dem Eindrucke des Ereignisses fragt das Kind die Mutter: „Sag Mutti, Bauch oder Storch?" In der plötzlichen Überraschung gibt die Mutter zu: „Bauch"; darauf das kleine Mädchen: „Jetzt verstehe ich nur noch das eine nicht, wie du mich hinuntergeschluckt hast."

In diesen Geschichten ist besonders zu beachten, daß die Kleinen — wenn auch nicht direkt — bei den Fragen nach der Geburt irgendwie auch das andere Problem in Angriff nehmen: wie das Kind in den Bauch der Mutter hineingekommen ist. Als einfachste Erklärung ergibt sich in den meisten Fällen die Vorstellung, das Kind sei so wie das Essen in den Bauch gelangt, und zu dieser Vorstellung paßt es dann sehr gut, daß es unten herauskommt. Wenn im Falle Rasmussens die Mutter nicht eine so genaue Aufklärung gegeben hätte, so hätte sicherlich auch ihre kleine Tochter sich die allgemeine kindliche Theorie zurechtgelegt, daß das Kind, das nach der Theorie der Kleinen nur durch den Mund in den Bauch der Mutter gelangt sein könne, durch den Enddarm auf die Welt komme.

Diese Theorie hat für das Kind nicht nur den Vorteil, daß sie die Erscheinungen seinem Verständnis näherbringt, sondern auch den, daß sie das Kindergebären mit längst bekannten und lustvollen Vorgängen verbindet. Im vorigen Kapitel sprach ich davon, daß Mund und Enddarm wichtige Lustquellen für das Kind bedeuten. Was wäre natürlicher, als daß Mund und Enddarm auch im Leben der Großen eine wichtige Rolle spielen. Die Geburt stellt es sich als einen der Defäkation ähnlichen lustvollen Vorgang vor. Der schon erwähnte kleine Junge, der von der Pflegerin Antwort auf seine quälenden Probleme bekommen wollte, verbrachte den größten Teil des Tages auf dem Klosett. Stundenlang konnte er dort sitzen und grübeln. Wenn wir annehmen, daß auch dieser kleine Junge, der Gelegenheit hatte, die Veränderungen eines schwangeren Körpers zu beobachten, der oben skizzierten Theorie huldigte, so können wir einen gewissen Sinn darin finden, daß das Klosett ein so anziehender Ort für ihn war. Dort mußte vielleicht irgendwie das große Wunder geschehen sein. Dort dürften aber vielleicht auch die weiteren Probleme und auch die Zweifel ob der Richtigkeit seiner eigenen Theorie entstanden sein: „Welches ist wohl jene Speise, aus der ein Kind im Bauche des Menschen entsteht, und wo ist sie zu bekommen?"

Daß das Kind hinter der Geburt allerhand Herrlichkeiten ahnt, zeigt sein gieriges Interesse und sein Wissensdrang. Wie glühend sich die Kleinen selbst Kinder wünschen, erfuhren wir aber erst aus den Analysen. Die Kinderspiele solchen Inhaltes hält man in der Regel für bloße oberflächliche Nachahmung. Erst tiefere Prüfung entdeckt den hinter dem Spiel verdeckten Wunsch, so zu sein wie die Großen, teilzunehmen an den Genüssen des Kinderkriegens und der Geburt. Von kleinen Mädchen, (doch nicht selten auch von kleinen Knaben) kann man behaupten, daß sie sich in einer fortwährenden, eingebildeten Schwangerschaft befinden.

Das kleine Mädchen Rasmussens z. B. erklärte mit fünfeinhalb Jahren eines Morgens, als sie eben neben dem Vater im Bette lag, sich stolz auf die Brust schlagend: „Ich habe ein kleines Kind hier drinnen . . . und wenn ich 20 Jahre alt bin, dann kommt es mit einem Male." In dem durch Freud veröffentlichten Falle „Kleiner Hans" war der vier bis fünfjährige kleine Junge Papa zahlreicher eingebildeter Kinder, deren kleine und große Geschäfte er besorgte und die er ununterbrochen im Klosett gebar. In der Phantasie kleiner Mädchen gehören die vielen Kinder in der Regel mit zur Vorstellung des glücklichen Erwachsenseins. Ein vierjähriges, verwöhntes kleines Mädchen, das einzige Kind reicher Eltern, erzählt seiner Großmama: „Man hat doch seine Sorgen mit 14 Kindern, alle zu waschen, anzuziehen und zu füttern und", setzte sie seufzend hinzu, „all das ohne Mann!" Doch bald werde sich die Lage verbessern, sagt sie, da der Sohn des Chauffeurs sie heiraten wolle. — Das gleichaltrige kleine Mädchen eines bekannten Gutsbesitzers hatte den Wunsch, eine kinderreiche Bauernfrau zu sein. Sie stellte sich vor, wie sie die Kinder säugen und füttern werde, abends aber setzt sie sich hinaus auf's Bänkchen und flickt die Hosen ihres Mannes. Sie hatte sich auch schon den kleinen Sohn eines Knechts als zukünftigen Gatten ausgewählt.

Die schon öfter erwähnte Berliner Hausmeisterin erzählte, daß ihre kleine Tochter jetzt mit 13 Jahren von einem Kinde nicht einmal hören wolle, doch als sie drei bis vier Jahre alt war, schenkte die Mutter einmal zerrissene Sachen weg; da machte ihr die Kleine bittere Vorwürfe: „Aber Mutti, das kann ich doch noch für meine Kinder brauchen."

Diese Schilderung wäre nicht vollkommen, wenn wir uns nicht mit der Rolle des Vaters bei der Entstehung des Kindes in der Phantasiewelt der Kinder beschäftigen würden. Unsere Beispiele zeigen, daß die Kinder den Zusammenhang zwischen dem Zusammenleben der Eltern und dem Kindersegen ahnen.

Am Anfang dieses Kapitels erwähnte ich ein vierjähriges kleines Mädchen, das erklärte, sie werde im Falle des Todes der Mutter die Frau des Vaters sein, und dann würde sie die vielen Kinder haben. Auch aus unseren letzten Beispielen geht hervor, daß die kleinen Mädchen den Gatten für notwendig halten. Von diesem Standpunkte ist auch der Traum eines sechsjährigen Mädchens interessant, den sie ein wenig verschämt, aber aus eigener Initiative der Mutter erzählt: *Sie geht im Traume in die Tanzstunde mit einem Jungen, den sie sehr lieb hat. Sie zieht ihr schönstes Kleid an, und siehe da, „auf einmal, ich weiß nicht wie, war ein Wickelkind zwischen uns."* Im Traume *ist sie sehr glücklich*

mit dem kleinen Kinde, umarmt und küßt es und hat es sehr lieb. (Die Umgebung des Kindes steht der Psychoanalyse ganz fern, und so ist also auch das Erzählen des Traumes ein Beweis dafür, wie wichtig dieses Thema für die Kleine war.)

Die Kinder fühlen also, daß irgend eine Verbindung zwischen dem Zusammenleben der Eltern und der Geburt der Kinder bestehen müsse. Ein Schüler der ersten Volksschulklasse beginnt sich darüber den Kopf zu zerbrechen, warum eigentlich die Kinder den Eltern ähnlich sehen. Daß sie der Mutter ähnlich sehen, findet er noch verständlich, denn in deren Bauch wachsen sie ja. (Das wurde ihm schon vor längerer Zeit gesagt.) Doch warum sehen sie ihrem Vater ähnlich? Er versucht es damit zu erklären, daß sie immer zusammen wohnen. Doch diese Überlegung läßt er schnell fallen, denn mit der Bonne wohnen sie ja auch zusammen und sehen ihr doch nicht ähnlich. Hier angelangt, tritt er endlich mit der direkten Frage hervor, was der Papa eigentlich mit dem Kinde zu tun hat? In einem anderen Falle zeigten die indiskreten Fragen, die ein fünfjähriger kleiner Bub an ein neugebackenes Ehepaar stellte, deutlich, daß er schon den Zusammenhang zwischen den Intimitäten des Ehelebens, besser gesagt, zwischen den Geheimnissen des Zusammenlebens von Mann und Frau und dem Kindersegen ahnte.

Ganz kurz will ich noch einiges darüber erwähnen, wieviel das Kind von der Rolle des männlichen Gliedes bei der Entstehung des Kindes ahnt. Wir sehen, daß der Wunsch nach dem Kinde ganz eng mit den Ödipuswünschen zusammenhängt. Dieser Wunsch ist also ein Teil der sexuellen Phantasien des Kindes. Wir sahen, daß die spontane Erregung oder bewußte Reizung (Onanie) des Geschlechtsorganes Begleiterscheinungen dieser Phantasien sind. Dies bildet die triebhafte Grundlage für jene ahnungsreiche Sicherheit, mit der die Kinder die kleinsten Andeutungen in dieser Richtung sogleich richtig erfassen. Natürlich fehlt es auch hier nicht an seltsamen Phantasien. Die Analysen haben uns mit vielen merkwürdigen Theorien über die Bedeutung des männlichen Geschlechtsorgans bekannt gemacht, die ich aber an dieser Stelle nicht weiter ausführen will. Nur in großen Zügen will ich zwei Haupttypen dieser Theorien charakterisieren. Zur ersten Gruppe gehören jene Vorstellungen, die das männliche Geschlechtsorgan als etwas für das Kind Gefährliches betrachten, zur anderen wiederum die, welche es für die Entwicklung des Kindes notwendig halten.

Als Beispiel für das letztere bringe ich folgende kleine Geschichte, die ich der Eskimofolklore entnommen habe: Die Eskimos erzählen, daß das erste Kind, das je eine Frau gebar, seine Erfahrungen aus dem Uterus erzählte. Es hatte im Mutterleibe ein enges, aber angenehmes Zimmer, und seine Ernährung ging so vor sich, daß jedesmal, wenn die Eltern koitierten, aus dem Penis eine süße Flüssigkeit für es herauskam.

Eine ähnliche Theorie hatte sich ein kleiner fünfeinhalbjähriger Junge gebildet, der, nachdem man ihm auf sein Fragen die Rolle der Nabelschnur bei der Ernährung des Kindes im Mutterleibe erklärt hatte, die Nabelschnur sofort mit dem Penis des Vaters identifizierte, und es gefiel ihm sehr, daß sein Vater schon damals für ihn gesorgt habe.

Sowohl in der Eskimolegende, wie in der entsprechenden kindlichen Theorie wird interessanterweise die Rolle des Vaters, als Liebhabers der Mutter, von seiner Rolle als Ernährer verdeckt. Vermutlich ist hierbei die Verdrängung eines peinlichen Gedankens mit im Spiele. Das Entdecken des wirklichen Zusammenhanges, sei es triebhaft, sei es aus Beobachtungen oder früher Aufklärung entspringend, machen nämlich das Verhältnis des Kindes zum Geschlechtsleben noch verwickelter. Einesteils wollen sie auch lieben und ein Kind haben wie die Großen, anderenteils fürchten sie, die Folge der Liebe der Erwachsenen könnte die Geburt eines neuen Rivalen sein. Die feindseligen Gefühle gegen das neue Geschwisterchen bewirken ebenso wie die Rivalität mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil die Verdrängung der sexuellen Wünsche und so auch des Wunsches nach dem Kinde. Bei der Verdrängung kommen dem Kinde die nur allzu häufigen Bemerkungen der Erwachsenen zu Hilfe: „Kinder bringen nur Sorge und Scherereien", „man soll sich bloß keine Kinder anschaffen" usw. Nicht selten werden die Kinder auch mit der Schmerzhaftigkeit der Geburt geschreckt. Viele Mütter schildern, um ihr Verdienst ins rechte Licht zu rücken, die Pein des Gebärens in den grellsten Farben. Die Knaben müssen sich dann als Bösewichter vorkommen, wenn sie einer Frau so etwas antun wollen; und die Mädchen glauben, nichts sei schrecklicher als Mutter zu werden. Die Angst vor der Mutterschaft bzw. der Nachkommenschaft bei beiden Geschlechtern ist mit einer der Gründe dafür, daß in unserer Kultur das Kindergebären aufgehört hat eine problemfreie, natürliche Folgeerscheinung des Trieblebens zu sein.

Zum Abschlusse will ich noch auf eine Bemerkung zurückkommen, die ich im ersten Kapitel bezüglich der bei Völkern verschiedener Kulturstufen in verschiedenem Maße geforderten Verdrängung gemacht habe. Ich sagte, wir würden sehen, daß selbst bei den primitivsten Völkern die Kinder nicht ohne Verdrängung aufwachsen, ja, daß sie ihren wichtigsten Triebwünschen ebenso entsagen müssen wie unsere Kinder. Tatsächlich ist es auch so. Jene Wünsche, deren Erfüllung jedem menschlichen Wesen versagt wird, sind unter dem Namen des Ödipuskomplexes zusammengefaßt. Wir kennen kein Volk, bei dem es nicht verboten wäre, daß sich das Mädchen mit dem Vater, der Knabe mit der Mutter in Liebe vereinige. Dieses Verbot ist so uralt, daß einige Soziologen wie Atkinson und Andrew Lang schon vor Freud in ihm eine Grundlage der Menschwerdung sahen. Freud zeigte dann die ungeheure Bedeutung dieses Verbotes in der Entwicklung der menschlichen Seele, so daß wir sagen könnten, daß sich der Mensch dadurch vom Tiere unterscheidet, daß er einen Ödipuskomplex hat, das Tier aber nicht.

Schließlich können wir jetzt erklären, warum Freud die erste Liebe des Kindes Ödipuskomplex nannte. König Ödipus ermordete, nach der griechischen Sage, seinen Vater Laios und nahm seine Mutter Jokaste zur Frau, mit der er drei Kinder zeugte. Diese Sage, welche so klar die Wünsche

aufdeckt, die nach den Erfahrungen des Psychoanalytikers in der Seele eines jeden Menschen wohnen, ist zugleich ein Beweis dafür, daß diese Wünsche nicht von der modernen Psychologie erfunden wurden.

DRITTES KAPITEL

Der Kastrationskomplex

Im vorgehenden Kapitel wurden wir mit dem unter der Herrschaft des Ödipuskomplexes stehenden Kinde bekannt. Dieser vielleicht wichtigste Abschnitt der sexuellen Entwicklung des Menschen dauert etwa vom dritten bis zum fünften Lebensjahre. Es ist ein Hauptcharakteristikum dieser Epoche, daß die Geschlechtstriebe eine Umordnung erfahren, indem die Genitalien die Führerrolle auf dem Gebiete der sexuellen Befriedigung zu übernehmen beginnen. Eine andere wichtige Erscheinung desselben Entwicklungsabschnittes ist das reiche und intensive Gefühlsleben. Wir sahen, daß das Kind in diesem Alter bereits die Fähigkeit besitzt, leidenschaftlich zu lieben und auch wilde Eifersucht und Haß zu fühlen. Wir sprachen davon, daß der gegen den Rivalen genährte feindliche Affekt zu schweren seelischen Kämpfen führt, da er ja gegen solche Personen gerichtet ist, die das Kind sonst von ganzem Herzen liebt. Dieser Gefühlskonflikt ist eine Hauptursache dessen, daß die erste Liebe des Kindes und alles was sie umgibt, — mit anderen Worten: der Ödipuskomplex — in das Unbewußte verbannt wird. Aber nicht nur das Vorrecht des Vaters, sondern auch die körperliche Unreife des Kindes bewirkt, daß die Liebe des Kindes unbefriedigt bleibt, und gegen dieses innere Fiasko wehrt sich das Kind ebenfalls mit der Verdrängung.

Den dritten wichtigen Beweggrund für die Verdrängung des Ödipuskomplexes werden wir jetzt besprechen. Dieser dritte Faktor hängt zwar zum Teil mit den beiden ersten zusammen, stammt aber eigentlich aus einer ganz anderen Quelle; bei seiner Besprechung muß ich daher etwas weiter ausholen. Vor allem muß ich auf das im ersten Kapitel Gesagte zurückgreifen, und zwar auf die ursprüngliche, primitivste Triebanlage des Kindes. Diese erste Entwicklungsstufe ist dadurch gekennzeichnet, daß die verschiedenen Geschlechtstriebe unabhängig voneinander befriedigt werden, und daß diese Befriedigung größtenteils ohne Hilfe der Außenwelt erreicht wird. In dieser Periode braucht also das Kind niemanden zu lieben, um die aus seiner primitiven Sexualität entspringenden Wünsche zu befriedigen. Das Kind bringt dies umso leichter zuwege, da es ja in diesem Alter jenen Teil der Außenwelt, der ihm zum Leben unbedingt notwendig ist und auch zur Verfügung steht, — z. B. die Mutterbrust — als einen Teil seines eigenen Ichs betrachtet.

Auf dieser Grundlage entsteht im Kinde jene besondere Einstellung zu

sich selbst, die wir am besten Selbstliebe, oder mit einem Fremdworte Narzißmus nennen.[1]

Das erste Liebesobjekt des Kindes ist also sein eigenes Ich. Wenn es auch später Andere lieben lernt, so bleibt es doch dieser allerersten Liebe zu sich selbst sein ganzes Leben lang treu. Der Narzißmus kann eigentlich als die sexuelle Komponente des Selbsterhaltungstriebs betrachtet werden. Bei jeder Liebesenttäuschung oder irgend einem anderen schweren Verlust, ja sogar im Falle einer Störung des körperlichen Wohlbefindens, suchen wir bei diesem Gefühle Zuflucht und finden Trost darin.[2]

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier ausführlich mit dem wichtigen Problem des Narzißmus beschäftigen wollten. Es ist dies eine große und bedeutsame Gruppe von Erscheinungen, von der ich jetzt nur einen uns besonders interessierenden Teil, den mit dem Genitale verbundenen kindlichen Narzißmus eingehend besprechen will.

Freud hat darauf hingewiesen, daß das Geschlechtsorgan schon lange vor der Pubertät, bereits um das dritte bis vierte Lebensjahr herum, die Führerrolle übernimmt und damit zu dem wichtigsten Ableitungsorgan für die aus den verschiedensten Quellen stammenden sexuellen Reize wird. Die große Bedeutung des Genitales kommt in erster Linie in der in diesem Alter mit erneuter Kraft auftretenden Selbstbefriedigung (Onanie) zum Ausdruck.

Wir sprachen schon von der Bedeutung der Onanie in Verbindung mit dem Ödipuskomplex; sehen wir nun, was diese Befriedigungsart vom Standpunkte des kindlichen Ichs bedeutet. Teilweise können wir hier dasselbe wiederholen, was wir schon einmal vom Fingerlutschen festgestellt haben. Auch die genitale Onanie ist eine solche Befriedigungsart, die das Kind von seiner Umgebung unabhängig macht. Dies bildet die Grundlage jener Hochschätzung, die die Kinder ihrem Geschlechtsorgan gegenüber fühlen. Seit Ferenczis Untersuchungen über die Entwicklung der Genitalität hat diese Erscheinung noch von einer anderen Seite her eine Erklärung erhalten. Nach der Theorie von Ferenczi erlangt das Genitale die führende Rolle, indem es die Reizbarkeit der übrigen erogenen Zonen aufsaugt. Er sagt: „Die erogenen Körperteile überlassen im Laufe der Entwicklung ihre erotische Funktion dem Genitale, so daß schließlich das Genitale gleichsam als Prokurist das Lustabfuhrgeschäft für den ganzen

---

1) Siehe Freud: Zur Einführung des Narzißmus. Ges. Schr. Bd. VI. Der Bezeichnung Narzißmus liegt eine griechische Sage zugrunde, in welcher von einem schönen Jüngling namens Narzissos die Rede ist, der sich in sein eigenes Spiegelbild im Wasser verliebte, es umarmen wollte und ertrank, aber von den Göttern in eine am Seeufer blühende Narzisse verwandelt wurde.

2) In der älteren, sich derberer Mittel bedienenden Lustspielliteratur finden wir häufig jene tragikomische Lage, wo eine plötzlich auftretende Kolik oder ein Zahnschmerz jedes andere Gefühl in dem feurigen Liebhaber oder in der verliebten Braut tötet. (Freud zitierte auch W. Busch: „Einzig in der dunklen Höhle
des Backenzahnes wohnt die Seele . . .“)

Organismus besorgt." Auf diese Weise wird das Geschlechtsorgan zum Vertreter des ganzen lustschaffenden Körpers. Die wichtigste Folge dieser Zentralisierung der sexuellen Reizabfuhr ist auf seelischem Gebiete die, daß die Liebe des Kindes zu sich selbst in erster Linie in der Wertschätzung des Genitales zum Ausdruck kommt. Man könnte das auch so sagen: das Kind liebt sein Geschlechtsorgan wie sich selbst.

Ein Beispiel für die narzißtische Bewertung des Genitales bietet folgende kleine Begebenheit, die sich mit einem fünf Jahre alten Knaben zutrug: In der Familie feierte man eben einen frischgebackenen Leutnant. Auch das Kind stellt sich vor seinen Vetter hin, bewundert seinen Säbel, reckt sich und erklärt darauf stolz: „Aber auch ich habe einen Wiwimacher (Penis)."

Der mit den Geschlechtsorganen verbundene Narzißmus erweckt das Interesse des Kindes für die Geschlechtsorgane anderer. Dieses Interesse gelangt in Forschungen zum Ausdruck, die einerseits lustvoll sind, andererseits jedoch zu bitteren Enttäuschungen führen. Der Vergleich mit dem großen Penis von Tieren oder Erwachsenen wirft den ersten Schatten auf das Selbstvertrauen des Kindes. Freilich findet es in dem Gedanken Trost, daß auch der seine mit der Zeit wachsen werde, doch schon die Annahme dieses Trostes ist eine große Aufgabe für das auf seine Vollkommenheit pochende kleine Kind. Jeder weiß, wie ungern die Kinder in einem gewissen Alter die Bemerkung hören: „Später, wenn du mal groß bist." Zumeist antworten sie mit dem Brustton der tiefsten Überzeugung: „Aber ich bin doch schon groß." Dieses „später" enthält nämlich den Hinweis auf die unangenehme Tatsache, daß das Kind eben jetzt „noch klein" sei, es daher nicht mit den Großen aufnehmen könne.

Die ersten Folgen des Vergleiches mit den Größenverhältnissen der Erwachsenen sind in der Regel Neid und Zorn, die indessen gleichzeitig mit Achtung und Bewunderung einhergehen. Eine diesbezüglich lehrreiche Geschichte ist folgende: Ein etwa vier Jahre alter Bub sieht eines Tages den Penis des Vaters. Staunend ruft er aus: „Na sowas, du hast auch so einen?!" Nach einiger Zeit geschah es, daß der Kleine sich in der Hosentasche des Vaters zu schaffen machte. Auf die Frage des Vaters, was er denn da zu suchen habe, antwortet er verlegen und zweideutig: „Ich wollte dich nicht kitzeln, ich wollte es nur wegreiben." Später fiel es den Eltern auf, daß der Kleine sehr lange auf dem Abort bleibt. Der Vater geht ihm nach, worauf der Junge ihn mit den Worten empfängt: „Sieh nur, ich habe eben solche Hosen wie du."

Der erste erstaunte Ausruf des Kindes ist noch als Ausdruck bloßer Verwunderung zu betrachten. Doch in dem „wegreiben wollen" zeigt sich schon der feindliche Affekt, und die Bemerkung über die Gleichheit der Hosen läßt schließlich erkennen, daß der kleine Gernegroß nicht geneigt ist, den Wettbewerb aufzugeben. Eine ähnliche Beobachtung hörte ich von einem drei Jahre alten kleinen Mädchen, das, als es einmal die Brust der Mutter sah, erst deren Größe bewunderte und dann gleich hinzusetzte: „ich nehme sie dir weg." Es gelang indessen, die Kleine damit zu beruhigen, daß auch sie eine Brust habe, die mit der Zeit eben so groß sein werde.

Aus diesen Beispielen können wir jedenfalls sehen, daß derartige Vergleiche in dem Kinde gemischte Gefühle erwecken und in ihm den Kampf um den Glauben an die eigene Vollkommenheit entfachen. Diesem Glauben droht jedoch immer mehr und mehr Gefahr. Schon die Einsicht allein, daß es Wesen mit größerem Penis gibt, tut der Selbstzufriedenheit des kleinen Kindes Abbruch. Dies ist die unvermeidliche Folge des Bekanntwerdens mit der äußeren Realität. Aber auch die Erziehung tut das Ihre dazu, um den Glauben des Kindes noch mehr zu erschüttern. Sie spart in der Regel nicht mit offenen und versteckten Angriffen gegen das Geschlechtsorgan des Kindes. Es ist keineswegs eine Seltenheit, daß die Eltern oder das Pflegepersonal dem Kinde die Onanie oder das damit eng verbundene Bettnässen dadurch abgewöhnen wollen, daß sie mit dem Abschneiden des Penis oder der schuldigen Hand drohen; Andere wieder prophezeihen schwere Krankheiten, Verblödung, das Kind werde nicht wachsen und ähnliches mehr.

Die Eltern wundern sich oft darüber, wie es kommt, daß ihr bis zum dritten-vierten Lebensjahre fröhliches, freies, mutwilliges Kind auf einmal wortkarg, verschlossen und furchtsam wird. Sie haben von der Ursache der Veränderung keine Ahnung. Am allerwenigsten denken sie daran, daß der Beweggrund in jener seelischen Erschütterung zu suchen ist, die das Kind erfährt, wenn man es glauben macht, daß die Onanie, die es bis dahin als eine einfache und natürliche Form der Lustgewinnung betrachtet hatte, Verderbnis, Krankheit, ja beim Knaben sogar Verlust des Penis nach sich ziehen kann. Das Kind steht hier vor einem scheinbar unlösbaren Dilemma. Das Genitale wird ihm ja eben durch jene Lustgefühle wertvoll, die ihm die Erwachsenen mittels ihrer Drohungen zu nehmen trachten.

Die große Tragweite der offenen und versteckten Drohungen können wir nur dann ermessen, wenn wir uns bewußt sind, daß das Kind gerade an diesem Punkte am empfindlichsten ist. So wie der eitle Mensch in der geringsten Unaufmerksamkeit eine gegen ihn gerichtete Handlung argwöhnt, ebenso empfindet das Kind bereits als schwere Beleidigung, wenn man die Existenz seines Geschlechtsorganes auch nur unbeachtet läßt. In der Überschätzung des Genitales wurzelt also jene ungeheure Angstbereitschaft, unter deren Druck das Kind als einen Angriff oder eine Drohung auch etwas ansieht, was gar nicht als solche beabsichtigt war.

Als Beispiel möge folgende Beobachtung dienen, die sich auf einen zweieinhalbjährigen Buben bezieht. Zum besseren Verständnis der ganzen Begebenheit muß ich vorausschicken, daß das betreffende Kind ein starker Daumenlutscher war, und daß — wahrscheinlich gerade darum — die Onanie bei ihm noch kaum eine Rolle spielte. In diesem Alter wurde eine Bruchoperation notwendig. Der kleine Junge wurde zwar auf die Operation vorbereitet, doch um ihn nicht übermäßig zu erschrecken, vermied man das Wort „schneiden" und sagte ihm nur, man werde seinen Bauch „zurechtmachen". Auffallend war schon, daß der Kleine trotzdem erzählte, der Barbier werde ihn mit seiner Schere zurecht-

machen. Am Tage der Operation trug sich nun Folgendes zu: Der Kleine greift beim Ankleiden nach seinem Penis, und fragt die Mutter: „Was ist das?" ‚Damit machst du Wiwi.' (Urinieren) „Ist das der Wiwimacher?" ‚Ja.' „Wird man das auch zurechtmachen?" ‚Nein, das ist in Ordnung, das muß man nicht zurechtmachen.'

Die letzte Frage wiederholte das Kind noch einigemale, und nach mehrmaliger Beruhigung ging er ganz fröhlich in das Sanatorium. Das Auffallendste in diesem Gespräch ist, daß der kleine Junge für seinen Bauch nicht die geringste Besorgnis zeigt und nur für den Penis fürchtet; bemerkenswert ist außerdem, daß er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Notwendigkeit fühlt, diesen Körperteil mit einem besonderen Namen zu benennen. Die Namengebung ist aber sicherlich ein Zeichen der Steigerung der Liebe und Anhänglichkeit.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, auf welche Weise der Selbsterhaltungstrieb in den Dienst des Lustprinzipes gestellt wird. Das Kind trachtet unwillkürlich jenen Körperteil zu schützen, der für die Lustgewinnung am wertvollsten erscheint.

Die besonders große Angstbereitschaft in Bezug auf den Penis hat indessen noch eine Wurzel, die, obwohl von sekundärer Natur, nichtsdestoweniger recht wichtig ist; die Aggressivität des Kindes. Der kleine Junge, der auf das Erblicken des väterlichen Penis sofort damit reagiert, daß er ihn wegnehmen will, hat guten Grund, von seinem Vater vorauszusetzen, daß dieser fähig wäre, ihn für diesen Wunsch in ähnlicher Weise zu strafen. An diesem Punkte tritt die Angst um den Penis — der sogenannte Kastrationskomplex — mit dem Ödipuskomplex in Verbindung. Der Kastrationskomplex gilt in dieser Form natürlich nur für den kleinen Knaben. Davon, was bei den Mädchen ihm entspricht, wird später die Rede sein.

Das Kind macht die Erfahrung, daß das Verlangen nach der Mutter mit einer Erregung des Penis einhergeht. Dazu tritt noch, daß die in diesem Alter intensiver werdende Onanie in direkter Verbindung mit diesen Phantasien steht. Die Onanie-Phantasien gehören zu dem am meisten verdrängten seelischen Material, dessen Aufdeckung in der Regel nur mittels einer recht tiefgehenden Analyse möglich ist. Bei der Analyse dieser Phantasien entdeckte Freud als stärkstes Motiv der Verdrängung des Ödipuskomplexes die Kastrationsangst.

Zwei starke Gefühlsströmungen führen zu der Entstehung dieser auch in ihren späteren Auswirkungen sehr bedeutsamen Angst. Die eine wurzelt in der Selbstliebe des Kindes, die in der Überschätzung des Penis ihren Höhepunkt erreicht. Unter der Wirkung der Ödipussituation erlangt der Penis, der bisher nur ein Mittel der narzißtischen Lustabfuhr war, auch in der Liebe zu Anderen eine wichtige Bedeutung. Der Knabe bekommt Erektionen bei den Zärtlichkeiten der Erwachsenen; besonders vor der Mutter liebt er es, sich mit seinem Geschlechtsorgane zu brüsten, und schließlich begleiten, als wichtigstes Moment, mit der Mutter in Verbindung stehende Phantasien die Onanie. Dies könnte man die positive

Gefühlsgruppe nennen: Ungestörtes Selbstgefühl und glückliche Liebe.

Zur zweiten Gruppe gehört das aus dem Vergleich entspringende Rivalisieren und der Wunsch, den größeren Penis dem Anderen wegzunehmen. Dieser Wunsch richtet sich in der Ödipussituation insbesondere gegen den Vater. Die mit dem Penis zusammenhängenden Gefühle führen nämlich zu dem Ergebnis, daß das Kind die Zurückweisung seiner Liebe zugleich auch als Herabsetzung seines Penis aufnimmt. Denn die Bevorzugung des Vaters seitens der Mutter betrachtet der kleine Liebhaber als Folge des größeren Penis, den der Vater besitzt. Es ist daher auch von dieser (der Liebes-) Seite aus verständlich, wenn er sich diesen verschaffen will, um die Mutter zu erobern. Dies wäre also die negative Gefühlsströmung: gefährdetes Selbstgefühl und neidvoller Haß gegen den Vater.

Bei der Besprechung des Ödipuskomplexes sahen wir, daß das Kind seinem Rivalen den Tod wünscht. Jetzt können wir noch hinzufügen, daß dieser Wunsch beim Knaben auch die Kastrierung des Vaters bedeutet.

Nach alldem wird es wohl verständlicher, warum jede Drohung, die gegen die körperliche Unversehrtheit des Kindes gerichtet ist, eine so erschreckende Wirkung haben kann. Wie der Schuldige, der überall seine Verfolger sieht, so erwartet das Kind unter dem Drucke seines Schuldbewußtseins von überallher die verdiente Strafe. Diese Strafe aber kann für den ganz im Sinne des Grundsatzes „Aug um Auge, Zahn um Zahn" denkenden kleinen Wilden nichts Anderes sein als die Kastration. Dies ist der eingangs erwähnte dritte wichtige und, wir können getrost hinzufügen, entscheidende Beweggrund für die Verdrängung der Ödipuswünsche. Liebe und Narzißmus stehen hier einander gegenüber. Die Verdrängung bedeutet den Sieg der Selbstliebe über die Liebe. Der kleine Junge entsagt der Mutter, um die Unversehrtheit des Penis zu bewahren.

Da ich von solchen Gefühlen und Impulsen rede, die nur sehr selten bewußt werden, und da es im Rahmen dieser orientierenden Arbeit nicht möglich ist, mit der überzeugenden Kraft einer Analyse zu wirken, möchte ich mit einigen Beispielen aus dem Gebiete der Völkerkunde zu zeigen versuchen, von welch großer Tragweite und wie allgemein menschlich die Affekte sind, über die wir jetzt gesprochen haben. Nach den Ergebnissen der Völkerkunde kann angenommen werden, daß das, was sich heute in der Seele unserer Kinder abspielt, einmal unbarmherzige Wirklichkeit war. In der Urzeit der Menschheit wurde der Vater tatsächlich von seinen herangewachsenen Söhnen erschlagen. Sie taten dies, um in den Besitz der Frauen (Mütter) zu gelangen. Ein außerordentlich beweiskräftiger Überrest dieser Kämpfe in der Urzeit (Urhordenkampf) ist die bei manchen Völkern noch heute bestehende Sitte, die Knaben zur Zeit der Pubertät, bevor sie in den Kreis der erwachsenen Männer aufgenommen werden, in verschiedener Weise zu verstümmeln oder zu peinigen. Diese Verstümmelung betrifft sehr oft und ursprünglich wahrscheinlich immer das Geschlechtsorgan. Die Zeremonie wird von den zu Vätern gewordenen

Söhnen an ihren in das Mannesalter tretenden Kindern vollzogen, um sie von jenem Attentat zurückzuschrecken, welches auch sie seinerzeit gegen ihre Väter geplant haben und für welches sie in ähnlicher Weise büßten.

Diese Jünglingsweihen sind also gleichsam die Umkehrung des ursprünglichen Urhordenkampfes, dessen anderer direkter Abkömmling der Brauch des rituellen Königsmordes ist. Der heilige König oder Oberpriester wird, wenn seine Kraft zur Neige geht, in der Regel von seinem Nachfolger getötet. (Bei einigen Völkern ist der leibliche Sohn oder Neffe als Nachfolger zugleich Henker des Vaters bzw. Onkels.) Auf diese Weise wird dafür gesorgt, daß diese wichtige Würde immer durch junge, lebenskräftige Männer vertreten werde. Aus der Analyse dieser Gebräuche geht aber hervor, daß jene Kraft, durch die der König seinem Volke Wohlstand und Vermehrung sichert, die Zeugungskraft ist. Nach unserer Annahme hielt in der Urhorde ein starker Vater alle Weiber in seiner Gewalt, demnach hing das Gedeihen des Stammes im vollen Sinne des Wortes von seiner Manneskraft ab. Der Glaube an die Zauberkraft der Zeugungsfähigkeit des Königs wäre also nur ein Widerschein der Macht des urzeitlichen Stammesvaters. Der rituelle Königsmord entspricht also psychologisch, und in gewissem Sinne auch historisch, dem Vatermord.

Ich mußte diese grauenvoll, ja unglaublich erscheinenden Tatsachen erzählen, um von der Bedeutung der aktiven und passiven Kastrationsphantasien sowohl für die individuelle als auch für die soziale Entwicklung ein Bild geben zu können. Doch ich mußte dies alles auch deshalb sagen, um die Schwere des Schuldbewußtseins verständlich zu machen, mit welchem der kleine onanierende Knabe belastet ist. Wir sahen, daß jene Phantasien, die das Schuldbewußtsein und die Angst vor der Vergeltung erwecken, mit der Onanie in engster Verbindung stehen. Eben diese Angst treibt indessen das Kind oft zu noch intensiverer Selbstbefriedigung, da es sich auf diese Weise immer wieder davon überzeugen muß, daß sein Geschlechtsorgan noch unversehrt und erektionsfähig ist.

Die Erziehung steht hier vor einem Konflikt, den sie kaum mildern kann, dessen Erschwerung jedoch auf die Entwicklung des Kindes nicht selten eine verhängnisvolle Wirkung ausübt. Sehr wichtig ist daher das taktvolle Verhalten der Eltern in der Onaniefrage. Wir müssen vor allem versuchen, so weit als möglich mit dem Wesen der Onanie ins Reine zu kommen. Es ist dies ein Punkt, in dem noch recht wenig Klarheit und eben deshalb auch große Meinungsverschiedenheit herrscht. Auch in den Kreisen der Gebildeten wurzelt tief der Gedanke, daß die Onanie eine irgendwie besonders gefährliche, schädliche Sache sei. (Darauf weist auch der Ausdruck „Selbstbefleckung".) Viele glauben es auch wirklich, was sie den Kindern von den Krankheiten als Folge der Onanie erzählen. Nun müßten aber die Erzieher wissen, daß diese ihre Stellungnahme gegenüber der Onanie nicht so sehr der Onanie selbst, sondern mehr den sie begleitenden unbewußten Phantasien gilt. Diese Phantasien, deren Inhalt neben dem Wunsche nach dem geliebten Wesen auch die gegen den Rivalen gerichteten grausamen Regungen sind, verursachen

jenes tiefgehende Schuldbewußtsein, das auch in der Seele des Erwachsenen unbewußt weiterlebt und die richtige Beurteilung des kindlichen Verhaltens verhindert. Aber auch nach dem Abbau der durch Verdrängung hervorgerufenen Mißverständnisse und Unwissenheit befinden wir uns in einer ziemlich großen Unsicherheit. Jenes im ersten Kapitel aufgestellte Erziehungsproblem, „wieviel Verdrängung zu der Erhaltung unserer Kultur unbedingt notwendig ist", d. h. wieviel Triebbeschränkung wir von unseren Kindern fordern müssen, wird nirgends so scharf gestellt als gerade bei der Onanie. Es sieht fast so aus, als ob das Onanieverbot ein Grundpfeiler unseres Erziehungssystems wäre. Andererseits kann man feststellen, daß es kaum noch etwas gibt, wo die Scheinheiligkeit, die sonderbare (für unsere Kultur allerdings charakteristische) Spaltung in Ausgesprochenes und Unausgesprochenes, der Gegensatz zwischen Kindern und Erwachsenen, so auf die Spitze getrieben wäre wie in dieser Frage. Es scheint also, daß die Onanie im Mittelpunkt des heftigsten Kampfes zwischen Triebleben und Kulturanpassung steht. Die Psychoanalyse ist zwar weit davon entfernt, die beste Art für die Durchführung dieses Kampfes gefunden zu haben. Trotzdem können aber einige leitende Gesichtspunkte bereits aufgestellt werden, mit deren Hilfe wir hoffen dürfen, eine glücklichere Lösung zu finden.

Vor allem muß betont werden, daß die Onanie die erste und natürliche, d. h. unbedingt in den Rahmen der gesunden Entwicklung gehörende Äußerung der genitalen Erotik ist. Die genitale Erotik ist aber jener Teil der Geschlechtlichkeit, der bei dem normalen Erwachsenen die erste Stelle auf dem Gebiet der Sexualität einzunehmen hat. So sollte also der Onanie als einem wichtigen Schritt auf dem Wege zur gesunden sexuellen Organisation jedenfalls der ihr gebührende Platz eingeräumt werden. Wie groß aber dieser „gebührende Platz" sein soll, das ist eine praktische Frage, die nicht leicht zu lösen ist. Die Antwort dürfte im allgemeinen lauten: Ein solches Maß der Selbstbefriedigung, das die Leistungsfähigkeit des Kindes in Bezug auf die Aufgaben des Lebens (Schule, Spiel, Kameradschaft usw.) nicht beeinträchtigt, kann ruhig gewährt werden, denn völliges Ausbleiben der Onanie ist ebenso als Krankheit zu betrachten wie maßlose Ausübung. Wenn nämlich unter der Wirkung der Abschreckungen, die nicht selten mit zur Onanie aufreizenden Eindrücken gepaart sind, die genitale Selbstbefriedigung vollkommen ausbleibt, können wir nach alldem, was wir über die Natur der Triebe wissen, sicher sein, daß die Kehrseite der Sache nicht fehlt, und daß das Kind anstatt der normalen Befriedigungsart, an der es mit Erfolg gehindert worden ist, seine Sexualität auf verschiedenen Seitenwegen auslebt. Voraussichtlich wird an dieser Stelle der Einwand erhoben werden, daß doch die Sublimierungen ebenfalls ein solcher Seitenweg, d. h. Abfuhrmöglichkeiten für die Sexualität sind. Nun, sublimieren müssen wir ohnehin unbedingt; die Lösung der Lebensaufgaben wie Schule, Spiel, Kameradschaft, Arbeit bringen wir ja zu einem großen Teil mit sublimierter

Sexualenergie zuwege. Sollte aber Sublimierung das einzige Ziel der Erziehung sein? Vorausgesetzt, daß eine restlose Sublimierung der Sexualenergie vor dem heiratsfähigen Alter (denn davon allein ist doch die Rede, später wird ja alles wieder erlaubt) überhaupt möglich ist, müssen wir uns fragen, ob Glück, Zufriedenheit und sexuelle Genußfähigkeit nicht ebenso wichtige Dinge sind. Freud hat in seinen Arbeiten des öfteren erwähnt, daß ein großer Teil der von ihm behandelten Neurotiker außerordentlich wertvolle, auf besonders hoher geistiger und sittlicher Stufe stehende Menschen waren, die sich auch auf geschlechtlichem Gebiete eher allzuwenig denn allzuviel erlaubt haben. Ihre Heilung machte es notwendig, einen Teil der von ihnen erreichten Sublimierungen abzubauen, um mit der freiwerdenden Sexualenergie ihre verminderte Genußfähigkeit wieder herzustellen. Derartige Erfahrungen haben sich seither in einer Weise vermehrt, die es uns ermöglicht festzustellen, daß eine allzuweit getriebene Sublimierung entweder zu Krankheit führt oder doch das Leben für den Betreffenden freudlos und oft auch seinen Angehörigen unerträglich macht. Dabei sind auch die Sublimierungen nicht immer wertvoll. Es lernen z. B. unbegabte Kinder mit Ach und Weh musizieren oder werden auf andere Weise in eine Lebensform, die ihnen nicht behagt, unnötigerweise gezwungen. Mehr als das Lernen schaden die überspannten moralischen und konventionellen Forderungen. Angefangen vom Kleid, das nicht beschmutzt werden soll, bis zur Sexualität, die vollständig verleugnet werden muß, erstehen lauter unverrückbare Mauern, die das Kind von dem naiven Genuß des Lebens abschließen. Die ganze Welt scheint ihnen unter der Fuchtel der strengen Gouvernante zu stehen, die da verkündet: „Wir sind nicht zu unserem Vergnügen da."

Nun, da wir für die natürliche Lebensfreude eine Lanze gebrochen haben, müssen wir auch die andere Partei anhören und sehen, warum denn die Erzieher gar so erschrocken sind und so fest glauben, für die gute Entwicklung des Kindes fürchten zu müssen, wenn sie in der Onaniefrage nachsichtig sind. Diese Furcht ist im Grunde genommen nichts anderes als eine Form der Anerkennung der bereits hervorgehobenen Tatsache, daß wir hier einer starken, ja fast unbezwingbaren Äußerung des Trieblebens gegenüberstehen. Die Erzieher scheinen davon überzeugt zu sein, daß die Onanie etwas so Lustvolles ist, daß die Freiheit auf diesem Gebiete unbedingt zu maßloser Onanie führen muß. Eben deshalb wird ziemlich allgemein behauptet, daß man bei der Bekämpfung der Onanie niemals zuviel des Guten tun kann. Die Erzieher denken dabei wie jener Zigeuner, der sein Kind jeden lieben Tag prügelte, ob es etwas verbrochen hatte oder nicht, mit der Begründung, daß der Taugenichts doch sowieso allerhand anstellt, wovon er nichts erfährt. Es gibt in der Tat kaum etwas, was so leicht im Verborgenen geübt werden kann wie die Onanie. Das wissen auch die Erzieher recht gut, und mit den Drohungen wollen sie erreichen, daß das Kind sein eigener Wächter wird.

Die praktische Frage, die hinter den Befürchtungen der Erzieher liegt, könnte man also folgendermaßen formulieren: wie kann bei nachsichtiger Behandlung des Kindes ein allzustarkes Überhandnehmen der Onanie verhütet werden?

Anstatt einer direkten Antwort möchte ich dem eine andere Frage entgegenstellen und zwar die: Was sind die Ursachen einer allzu ausgiebigen onanistischen Betätigung des Kindes?

Um auf diese Frage antworten zu können, muß ich daran erinnern, daß die Onanie keine einfache körperliche Angelegenheit, sondern ein kompliziertes seelisches Gebilde ist, dessen wichtigsten Bestandteil Phantasien bilden, in denen die erste Liebe des Kindes dargestellt wird. Diese Liebesphantasien stehen, wie wir wissen, unter dem Druck der Angst und des Schuldbewußtseins. Die Onanie ist nicht nur der natürliche Begleiter der Phantasien, sondern der Trost für die peinlichen Gefühle, die mit diesen Phantasien einhergehen. (Genau so, wie wir das bei dem Fingerlutschen gesehen haben.) Je größer also die Belastung durch die Angst und das Schuldbewußtsein, umso notwendiger wird der Trost, den die Onanie bietet. Es ist also keineswegs sicher, daß die Freiheit allein als Ursache für die maßlos betriebene Onanie gelten kann; Drohungen und Abschreckungen können leicht zu demselben Ergebnis führen.

Eine andere wichtige Ursache der Verstärkung der Onanie ist die Verwöhnung des Kindes. Manche meinen, Verwöhnung und Freiheit seien dasselbe. In Wirklichkeit sind es grundverschiedene Dinge. Das Verwöhnen des Kindes bedeutet eigentlich, ihm die Erfüllung solcher Wünsche zu versprechen, deren Befriedigung unmöglich ist. Seltsamerweise wird die Angst durch Verwöhnung ebenso erhöht wie durch Drohung und Verbot. Zum Teil erklärt sich das daraus, daß in der Regel das Verwöhnen, Verzärteln des Kindes mit dem strengen Onanieverbot Hand in Hand geht, zum Teil aber aus der Unerfüllbarkeit der kindlichen Wünsche. Wir dürfen nämlich nie vergessen, daß das Kind mehr ersehnt, als es infolge seiner Unentwickeltheit erreichen kann. Zärtliche Spiele im Bett, Scherze, in denen die Mutter den Knaben ihren „kleinen Mann“, der Vater sein Töchterchen „kleine Frau“ nennt, wirken darum letzten Endes auf das Kind wie eine Forderung, der es nicht gewachsen ist. Für das Kind ist so etwas viel zu wichtig, um ein Scherz sein zu können. So führt die Verwöhnung sowohl beim Knaben wie beim Mädchen zu einer Beleidigung des Narzißmus, die im Falle des Knaben die Angst um den Penis auslöst. Während jedoch unter dem Einfluß des Ödipuskomplexes die Kastrationsangst sich ursprünglich auf den Vater bezieht, tritt infolge der Verwöhnung eine bemerkenswerte Veränderung in dem Inhalt der Angst ein. Da kein Verbot besteht, fühlt der Knabe nicht mehr den Vater, sondern die Mutter als den Hauptgegner. Sie ist es, die durch den Umstand, daß sie den Knaben nicht als vollwertigen Sexualpartner betrachtet, sein Selbstvertrauen erschüttert. Er ist kein Mann, wenn ihn die Mutter nicht

als solchen betrachtet. Wir sehen also, daß jener Vater, der vor dem Angriff des kleinen Rivalen den Rückzug antritt und seinen Platz neben der Mutter, wenn auch nur scherzweise aufgibt, dem Kinde einen ebenso schlechten Dienst erweist wie jener, der mit unbarmherziger Strenge gegen die Äußerungen der Männlichkeit des kleinen Jungen kämpft.

Der erzieherische Rat in Bezug auf die Onanie wäre also folgender: Die Onanie sei bis zu einem gewissen Grade, d. h. solange sie die soziale Leistungsfähigkeit des Kindes nicht beeinträchtigt, unbedingt zu gestatten. Damit aber die Onanie nicht über dieses Maß hinauswächst, müssen wir verhüten, daß das Kind durch übermäßige Strenge oder Verzärtelung genötigt werde, sich durch gesteigerte Selbstbefriedigung Erleichterung zu verschaffen. Wenn wir bemerken, daß die Onanie des Kindes intensiver geworden ist, dürfen wir nicht mit Strafe oder Drohung reagieren, sondern sollten vorerst nachforschen, was eigentlich dem Kinde gerade zu schaffen macht. Natürlich kann dies nicht immer genau festgestellt oder verhütet werden. Das Verreisen der Eltern, eine ungewohnte Schlafstelle, irgend ein aufregendes Spiel usw. kann das Motiv der verstärkten Onanie sein. Da in solchen Fällen zumeist von vorübergehenden Schwankungen die Rede ist, erscheint es ratsam, ihnen keinerlei Beachtung zu schenken und nur bei einer dauernden Veränderung im Benehmen des Kindes erzieherisch einzugreifen. Auch in diesem Fall sind in erster Linie Takt und Zartgefühl vonnöten. Ebenso wie wir das in Verbindung mit dem Fingerlutschen bereits besprochen haben, müssen wir auch hier vor allem darauf bedacht sein, die Umgebung des Kindes lustvoller zu gestalten. Wir sollten niemals vergessen, daß das Onanieren keine Schlimmheit, sondern ein von der Natur gebotenes Hilfsmittel für das gelangweilte, erschreckte, vereinsamte oder durch übergroße Zärtlichkeit mißbrauchte Kind ist. Es müssen also in erster Reihe die Ursachen aus der Welt geschafft werden, die für das Kind diesen Trost notwendig machen. Ist das geschehen, dann erst können wir uns damit befassen, das eventuelle gewohnheitsmäßige Beharren bei der Onanie mit Hilfe von Ermahnungen, Ablenkung, Erklärungen, mit Belohnung für die tapfere Enthaltsamkeit usw. abzubauen.

Kehren wir nunmehr zu der Kastrationsangst zurück. Wie wir sehen, vollzieht sich hier ein ganz seltsamer Vorgang, der am Ende dahin führt, daß beide Eltern für den Knaben zu Angstobjekten werden. Von dem Vater fürchtet der Knabe die Kastration wegen seiner eigenen aggressiven Gelüste. Doch auch die Mutter spielt für ihn die Rolle der Kastrierenden, da sie ihn nicht als Mann anerkennt; hier erschrickt das Kind vor der Maßlosigkeit seiner eigenen Wünsche, denen es sich nicht gewachsen fühlt. Dies ist die Wurzel der Angst vor dem Weibe, welche die Einstellung des ganzen männlichen Geschlechtes gegenüber den Frauen beeinflußt. Die Frau als unenträtselbares, geheimnisvolles, verderbenbringendes, furchtbares Wesen ist demnach der direkte Abkomme des mit dem Ödipuskomplex verbundenen Kastrationskomplexes.

In diesem Zusammenhange muß ich jetzt noch eine Eigenschaft der Frauen erwähnen, die sie in den Augen der kleinen Jungen erschreckend macht, und das ist — das weibliche Genitale. Nach einer der allgemeinsten kindlichen Vorstellungen gibt es nur eine Art Geschlechtsorgan, den Penis. Es ist eine häufige Erfahrung, daß der kleine Junge, wenn er Gelegenheit hat, ein kleines Mädchen nackt zu sehen, entweder seinen Augen nicht traut oder das kleine Mädchen mit der Aussicht tröstet „es werde schon wachsen." Dieser Trost gilt natürlich in erster Linie für ihn selbst, da die Tatsache, daß es Menschen gebe, die keinen Penis haben, den kleinen Buben so sehr erschreckt, daß er zur eigenen Beruhigung die Sache irgendwie zu mildern trachtet. Eine in ähnlicher Weise auf Selbstbetrug beruhende Erledigungsart dieser unangenehmen Entdeckung ist die, daß sich der Knabe vorstellt, selbst im Säuglingsalter ein Mädchen gewesen zu sein, dann wäre er gewachsen und ein Bub geworden. So hofft er denn, daß sich bei dem Mädchen dieser Vorgang nur verspätet habe. Überzeugt er sich schließlich endgültig von der Unabänderlichkeit des Geschlechtsunterschiedes, so trägt diese Erfahrung in hohem Grade dazu bei, daß er die früher vielleicht ungläubig entgegengenommenen Drohungen mit dem Abschneiden des Penis usw. ernst nimmt. Das weibliche Genitale erscheint ihm wie ein Schnitt, eine Wunde und das Mädchen als ein wegen der Onanie bestraftes, verstümmeltes Wesen.

Die Mädchen ihrerseits reagieren in vieler Hinsicht anders auf den Unterschied zwischen den Geschlechtern. Wenn das kleine Mädchen den Penis eines Spielkameraden oder Bruders erblickt, stellt es ohne Zögern fest, daß dieser etwas hat, was es nicht hat, und beneidet den Bevorzugten. Man hört bald als Witz, bald als wirkliche Geschichte, daß ein kleines Mädchen bei der Gelegenheit, da es einen Buben urinieren sieht, mit sehnsüchtiger Bewunderung ausruft: „Schau, wie praktisch!"

Eine Mutter erzählt von ihrem zweijährigen Töchterchen folgende spaßige und aufschlußreiche Beobachtung: Die Kleine begann nach der Geburt ihres Brüderchens ein merkwürdiges Spiel zu treiben, während sie gebadet wurde. Sie nahm das Badethermometer bald zwischen die Beine, bald hielt sie es an den Bauch und warf es schließlich mißmutig fort, mit den Worten: „paßt nicht."

Von einem zweieinhalbjährigen Mädchen, das zwei ältere Brüder hat, erzählte die Mutter, sie hätte eines Tages die Kleine laut weinend und inmitten einer Lache stehend im Badezimmer angetroffen; auf die Frage, was ihr denn zugestoßen sei, antwortet sie schluchzend: „Mutti, wann werde ich auch wie die Jungen Kleines machen? Ich probiere immer wieder, und es gelingt mir nicht."

Ein anderes, ebenfalls ungefähr zwei Jahre altes kleines Mädchen wurde von der Mutter dabei ertappt, wie es eifrig bemüht war, sich mit Hilfe eines Bleistifts einen Penis „zu bauen".

Es muß auffallen, wie ungehemmt und aufrichtig die Mädchen ihren Gefühlen hinsichtlich des Penis Ausdruck geben, während die Knaben zu-

meist mit Verleugnung der Tatsachen sich zu helfen suchen. Die Erklärung liegt auf der Hand. Die Angst spielt bei den Mädchen eine weitaus geringere Rolle als bei den Buben. Das Mädchen hat ja nichts zu verlieren, es hat sozusagen den Schrecken bereits hinter sich. Sie ist eher neidisch und tief beleidigt, weil man sie verkürzt hat. Denn da die Kleinen in diesem Alter noch keine klare Vorstellung von den Grenzen haben, die der Macht der Großen gesteckt sind, glauben sie fest, daß man ihnen helfen könnte, wenn man nur wollte. Merkwürdigerweise stellen sich nämlich die kleinen Mädchen ebenso wie die Buben vor, daß jeder Mensch einen Penis haben muß, sie glauben, daß auch die Mutter einen habe und daß bloß mit ihnen so stiefmütterlich umgegangen sei. Diese feindselige Einstellung gegen die Umgebung, die in erster Reihe in Haß und Vorwürfen gegen die Mutter zum Ausdruck kommt, löst am Ende auch bei den Mädchen Angst und Schuldgefühle aus, genau so wie der Haß und Neid des Knaben gegen den Vater. Immer bleibt jedoch der Unterschied bestehen, daß der Knabe von der Möglichkeit bedroht ist, etwas zu verlieren, was er besitzt, das Mädchen hingegen fordert, was es nie besessen hat. Die Angst des Mädchens ist also reine Vergeltungsangst wegen der eigenen aggressiven Gelüste, während beim Knaben außerdem noch eine narzißtisch bedingte Angstbereitschaft besteht in bezug auf seinen geliebtesten Körperteil. Der Neid der Mädchen trägt übrigens dazu bei, die schon erwähnte Angst des Knaben vor dem weiblichen Geschlecht zu vergrößern. Dieser Neid ist nämlich die Grundlage der auch bei den liebendsten Frauen vorhandenen gehässigen und fordernden Einstellung gegenüber den Männern im allgemeinen.

Die Unzufriedenheit mit dem eigenen Geschlechtsorgan hat eine interessante Rückwirkung auf den Narzißmus des kleinen Mädchens. Wir sprachen eingangs davon, daß die genitale Onanie die Wurzel der narzißtischen Hochschätzung des Geschlechtsorganes ist. Wie verträgt sich nun diese Wertschätzung mit der Unzufriedenheit in Bezug auf dasselbe Organ? Es besteht die Vermutung, daß die weibliche Onanie vielleicht niemals in solchem Grade lustvoll ist wie die männliche, und daß eben deshalb der Vorrang der Genitalzone bei dem weiblichen Geschlecht nicht so ausgeprägt ist wie bei dem männlichen. Dafür spräche die Erscheinung der weiblichen Eitelkeit. Der Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Eitelkeit ist der, daß beim Knaben trotz der Schrecken, die ihn bedrohen, das Genitale der Hauptträger des Narzißmus bleibt, während beim kleinen Mädchen der ganze Körper diese Rolle übernimmt (Hárnik). Die Buben sehnen sich nach langen Hosen, Schlips, usw., um für Männer gehalten zu werden, die Mädchen sind kokett und wollen so, wie sie eben sind, „gefallen". Die charakteristische weibliche Eitelkeit meldet sich in der Regel schon sehr bald und ist wahrscheinlich eine Verteidigung gegen das Gefühl des Verkürztseins.

Wenn wir uns all dies vor Augen halten, werden wir besser verstehen,

warum es oft einen scheinbar unbegründet starken Affekt auslöst, wenn die Mutter mit zu großer und zu früher Strenge gegen die Äußerungen der weiblichen Eitelkeit auftritt. Dem kleinen Mädchen ist es mindestens so wichtig zu gefallen, wie dem Knaben, daß er für einen Mann gehalten werde. Es ist natürlich nicht leicht, hier Maß zu halten. Ebenso wie der Knabe immer wieder daran erinnert werden soll, daß er noch klein ist und erst wachsen und lernen müsse, um ein Mann zu werden, doch den Kampf um seine Männlichkeit nicht als aussichtslos empfinden darf, damit er nicht den Mut verliere, so hat es jedes kleine Mädchen nötig, glauben zu dürfen, daß sie gefällt, trotzdem wir sie nebstbei auf jene Mängel aufmerksam machen, denen erst abgeholfen werden muß, bevor sie als vollwertige Frau gelten kann. Diese Selbstsicherheit kann dem Mädchen niemals schaden und ist auch berechtigt, da doch jede Frau schön wird für den Mann, der sie liebt. Auch die häßliche Frau kann sich darauf verstehen zu gefallen, wenn ihr die natürlichen Waffen nicht durch Erziehung zu falscher Bescheidenheit abhanden gekommen sind.

Eine Mutter schreibt in ihrem Tagebuch, daß ihr dreijähriges Töchterchen allemal einen richtigen Wutanfall bekam, wenn sie mit ihr zugleich in den Spiegel sah. Auch ankleiden ließ sie sich nicht von der Mutter, sondern plagte sich lieber stundenlang allein mit den Knöpfen herum. Das merkwürdige Verhalten des Kindes begann, als die Mutter einmal gelegentlich der lobenden Bemerkung einer Fremden zu der Kleinen sagte: „Glaub der Tante nicht, du bist gar nicht so schön." Die Kleine widersetzte sich lebhaft der abfälligen Bemerkung der Mutter und wurde, wie die Folgen zeigten, in gar nicht vorauszuahnendem Maße böse.

Es ist nicht leicht einzusehen, daß so geringfügige Erziehungsmaßnahmen zu so starken Haßreaktionen führen können. Und doch sind solche Fälle gar nicht selten, insbesondere in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Wir wissen bereits, daß die Mädchen infolge ihrer Liebe zum Vater mit der Mutter rivalisieren, sie als Feindin betrachten; dazu kommt noch der Vorwurf gegen die Mutter, daß sie der Tochter keinen Penis geschenkt hat. Wenn nun die selbe Mutter den Trost des kleinen Mädchens wegzunehmen trachtet, daß sie, auch ohne ein Bub zu sein, gefällt, so wird uns ihr Zorn wohl gerechtfertigt erscheinen.

An dem Vorwurf der Mädchen, warum die Mutter sie nicht so vollkommen wie die Buben ausgestattet hat, ist aber noch einiges rätselhaft. Warum erheben die Mädchen ihre Forderung gerade der Mutter gegenüber, und warum beruhigen sie sich so schwer, auch wenn sie erfahren, daß die Mutter selbst keinen Penis hat? Ein kleines Mädchen z. B., das schon wußte, woher die Kinder kommen, sagte ihrer Mutter: „Hättest du mich nur noch ein bißchen in deinem Bauch behalten, dann wäre es mir schon gewachsen." Der Neid, die narzißtische Beleidigung, scheint als Erklärung doch nicht ganz auszureichen. Wir vermuten, daß der Person der Mutter hier eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Es ist die L i e b e z u r M u t t e r, die

dem kleinen Mädchen die größte Schwierigkeit bereitet. Für die Tochter ist genau so wie für den Sohn die Mutter das erste und wichtigste Liebesobjekt. Die allererste Liebe entsteht sowohl für Knaben wie für Mädchen an der Mutterbrust. Während aber der Knabe sich wenigstens in der Phantasie ausmalen kann, er werde einst, wenn er groß sein wird, die Mutter heiraten, bei ihr die Stelle des Vaters einnehmen, muß das Mädchen bald merken, daß sie ihrer Mutter niemals soviel bedeuten wird wie ein Mann. Dazu kommt noch die Erfahrung, daß Männer im allgemeinen größere Achtung genießen, daß die meisten Eltern sich in erster Reihe einen Sohn wünschen. Bemerkungen wie „es ist nur ein Mädel“, haben schon so mancher Kleinen das Herz schwer gemacht.

Alle diese Enttäuschungen haben zunächst die Wirkung, daß das Mädchen ihre erste Liebe aufgibt und sie mit der Liebe zum Vater vertauscht. Doch „leicht gesagt und schwer getan“; der Weg zur weiblichen Einstellung ist ein wahrer Dornenpfad und führt über narzißtische Kränkungen und Liebesenttäuschung. Immerhin gelangt das Mädchen auf diese Weise ziemlich früh zu der normalen weiblichen Zielsetzung. Sie entsagt dem Wunsche, der Mann der Mutter zu werden, und will statt dessen auch einen Mann, wie ihn die Mutter hat.

Ein hübsches Beispiel hierfür bietet ein Kinderausspruch, den mir die Mutter eines fünfjährigen Mädelchens erzählt hat: Die Kleine vernachlässigte bei einer Gelegenheit auffallend ihre Busenfreundin zugunsten eines Spielkameraden. Als sie deshalb von der Mutter zur Rede gestellt wurde, antwortete sie mit folgender Frage: „Sag Mutti, mit wem unterhältst du dich besser? Mit der Großmama oder mit dem Papa.“

Interessant ist bei dieser Antwort, daß die Kleine, obzwar sie wegen der Freundin befragt wird, doch so spricht als ob sie sich für eine an der Mutter begangenen Untreue verantworten müßte. Die Mutter ist ja auch von der Großmama weggegangen, um mit dem Papa zu leben, also kann auch sie einen Buben statt der Freundin (Mutter) lieben. Dahinter liegt der Vorwurf: du hast die Männer (d. h. den Papa) lieber als die Frauen (d. h. mich), so will ich mich denn auch an die Männer halten.

Der Wunsch, ein Junge zu sein, stammt demnach nicht allein aus dem beleidigten Narzißmus, sondern vielleicht noch mehr aus der beleidigten Liebe des kleinen Mädchens zur Mutter, die sie ebenso ganz für sich behalten möchte wie der Knabe. So kommt es, daß, noch bevor die Mutter zur Rivalin der Tochter wird, ein feindseliges Gefühl im Kinde entsteht, das seltsamerweise nichts anderes ist als der Zorn des endgültig zurückgewiesenen Liebhabers. Zusammenfassend könnten wir das auch so ausdrücken, daß die Mädchen ebenso wie die Knaben in der Liebe zur Mutter „männlich“ fühlen, und sie beneiden die Buben, weil diese mehr Aussicht haben, der Mutter zu gefallen.

Versuchen wir nun, den verwickelten Entwicklungsgang des Mädchens

weiter zu verfolgen. Die kleine Tochter wendet sich in ihrem Zorne von der Mutter ab und erwartet eine Zeitlang vom Vater, daß er ihre Wünsche und Forderungen erfüllen werde. Da die Kinder ziemlich früh erfahren oder ahnen, daß die Mutter vom Vater die Kinder bekommt, verwandelt sich der ursprüngliche Wunsch in die schon etwas realere Sehnsucht, der Vater solle ihnen ebenfalls Kinder schenken. Wir dürfen uns jedoch von der schönen Außenseite nicht täuschen lassen, denn der Wunsch des kleinen Mädchens nach Kindern hat noch recht wenig mit Liebe zu tun. Es braucht die Kinder vorderhand nur als Entschädigung für den mangelnden Penis.[1]

Darum ist es dem kleinen Mädchen mit der Sache auch so eilig. Zwei fünfjährige Kinder, deren Gespräch ich zu belauschen Gelegenheit hatte, sprachen sich folgendermaßen über diesen Gegenstand aus: der Bub, der vor kurzem erfahren hat, wie die Kinder entstehen, will mit seiner neuen Weisheit seine Spielgefährtin, die unbedingt ein Junge sein möchte, trösten: „Weine nicht, weil du kein Junge bist, denn später wirst du eine Mutti sein." Doch die Kleine gibt sich mit dieser Aussicht auf eine schönere Zukunft nicht zufrieden und meint: „Aber jetzt ist doch noch gar nichts in meinem Bauch, nur Samenerde." (Die Kleine weiß soviel von der Befruchtung, daß ein Samenkorn in die Mutter gelangt, daraus erklärt sich der Ausdruck „Samenerde".) Der Junge ist freilich schon jetzt ein Junge, während sie noch lange warten muß, bis aus ihr eine Mutti wird. Bei einer anderen Gelegenheit spricht sie das auch deutlich aus und sagt: „Solange ich klein bin, will ich ein Bub sein, und wenn ich groß bin, werde ich eine Mutti." Sich mit einem Versprechen auf die Zukunft zu begnügen, ist eben eine viel zu schwere Aufgabe für das kleine Kind, daher kommt es, daß infolge der Nichterfüllung des Verlangens nach einem Kinde das Mädchen zu seinem ursprünglichen Wunsche zurückkehrt, d. h. wieder ein Bub sein will. So sehen wir denn, daß während der Knabe immer von dem einen Wunsche beseelt ist, ein Mann zu sein, das Mädchen zwischen dem männlichen und weiblichen Ideal hin und her pendelt und eigentlich recht unsanft, mittels einer Reihe peinlicher Erfahrungen ins richtige Geleise gebracht wird.

Während all dieser Kämpfe und Nöte findet auch das Mädchen Trost in der Onanie. Eben deshalb gilt alles, was in erzieherischer Hinsicht über die Onanie gesagt wurde, in gleicher Weise für beide Geschlechter, trotz des vermutlichen Unterschiedes in der Bedeutung des Geschlechtsorgans bei Knaben und Mädchen. Auch bei den Mädchen müssen wir darauf achten, sie durch Beleidigung ihres Selbstgefühls oder durch Verzärtelung nicht zu verstärkter Onanie anzutreiben. Auch bei ihnen ist die Onanie mit Liebesphantasien (Ödipuskomplex) und narzißtischen Größenphantasien, (aus dem Penis-Neidkomplex stammend) verbunden. Mädchen, die sehr darunter leiden, keine Buben zu sein, erleben mit Hilfe der Klitorisonanie

---

1) Diese ursprüngliche, primitive Einstellung zum Kinde bildet wahrscheinlich die Grundlage der vielerorts bestehenden Sitte, daß die Frau erst nach der Geburt eines Sohnes zu Rang und Ansehen gelangt. Durch ihren Sohn, der ja ein Teil ihrer selbst ist, kann die Frau zum Manne werden.

das Gefühl, einen Penis zu besitzen. Ebenso häufig sind die kindlichen Schwangerschaftsphantasien[1].

Mit liebevollem und taktvollem Benehmen müssen die Erzieher trachten, die Enttäuschungen des kleinen Mädchens auf ihr reales Maß herabzumindern. Sie muß sich als kleines Mädchen wohl genug fühlen, um ertragen zu können, daß sie niemals ein Bub sein wird und noch lange warten muß, bevor sie Mutter werden kann. Ein großer und häufiger Fehler ist es aber, wenn man die Ungeduld des Kindes damit dämpfen will, daß man die Freuden des kindlichen Daseins über die Vorteile des Erwachsenseins stellt. Viele Mütter reagieren auf den stürmischen Wunsch ihres Töchterchens, Frau und Mutter zu sein, mit Klagen über die Lasten und Sorgen der Mutterschaft, über die Herrschsucht der Männer, sogar über die Brutalität des Vaters und die Schmerzen des Gebärens, natürlich ohne die Freuden, die diese Leiden begleiten, zu erwähnen. Das hat für die Entwicklung des Mädchens zumeist die unerwünschte Folge, daß in ihr der primitivere Wunsch, ein Mann zu werden, aufersteht. Viele sich als Männer gebärdende, Männer hassende Frauen haben diesen Entwicklungsgang hinter sich. Durch die Klagen der Mutter wird das kleine Mädchen vom weiblichen Sexualziel abgeschreckt und muß zugleich die Männer hassen, die den Frauen so viel Böses antun; sie will darum so stark oder so gelehrt wie ein Mann sein, um sich an ihnen rächen zu können. Diese Lösung kann natürlich keinesfalls eine glückliche sein, denn die männlichste Frau wird doch niemals ein Mann. Solche Frauen sind einer ständigen Beleidigung ihrer Eigenliebe ausgesetzt, obwohl gerade der Narzißmus die Grundlage ihres Lebens bildet. Die größten Schwierigkeiten liegen aber für das Mädchen in dem Verhältnis zur Mutter. Es liebt die Mutter wie jedes Kind, und doch stehen Mutter und Tochter einander immer wieder als Feinde gegenüber. Die Lösung dieses Konfliktes ist sowohl für das Kind wie für die Mutter eine schwere Aufgabe. Der Zwiespalt in der Seele des Kindes kann auf die verschiedenste Weise der Mutter unangenehm werden, indem er sich neben zu starker, lästiger Anhänglichkeit auch in offener Feindseligkeit äußert. Häufig sind z. B. höhnische, herabsetzende Bemerkungen der kleinen Tochter in Bezug auf das Äußere der Mutter. Während dem Knaben die Mutter die Schönste auf der Welt ist, sucht das Mädchen sowohl als Rivalin wie auch als zurückgewiesener Liebhaber mit gehässigen Bemerkungen ihrem Ärger Luft zu machen. Die Mütter erkennen oft nicht die hinter dem scheinbar lieblosen Benehmen liegende enttäuschte Sehnsucht und werden dadurch ihrer Tochter ent-

1) Bei einem psychoanalytischen Vortrag, der in Berlin im Verein für Sexualreform gehalten wurde, wandte sich eine Anzahl erwachsener Frauen mit der Frage an die Vortragende, ob man infolge der Onanie schwanger werden könne? Diese merkwürdige Besorgnis wurzelt in der Onanie-Phantasie des kleinen Mädchens, das sich wünscht, die Frau des Vaters zu sein und von ihm Kinder zu bekommen. Das Gegenstück boten die Fragen der Männer, ob die Onanie Impotenz verursachen kann.

fremdet. Auch die Ambivalenz der Mutter äußert sich zum Teil in überstarker (weil schuldbewußter) Zärtlichkeit, zum Teil in deutlicher Feindseligkeit. In jedem Fall besteht die Gefahr, daß die Tochter, anstatt den Weg von der Mutter weg zum Manne zu finden, an die Mutter gebunden bleibt. Bei liebloser Behandlung seitens der Mutter verhindert die ungestillte Sehnsucht nach ihr die Loslösung des Kindes. Es wird, auch im erwachsenen Alter, immer auf der Suche nach einem Muttterersatz sein, dem es eine kindliche, unreife Liebe entgegenbringt. Die übergroße Zärtlichkeit hinwiederum läßt — da sie den feindseligen Gefühlen keine Abfuhrmöglichkeit bietet — das Kind in einer ständigen, durch Schuldbewußtsein bedingten, seelischen Knechtschaft der Mutter gegenüber verbleiben. Die friedliche Loslösung der Tochter von der Mutter ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung. Denn nur wenn der Abbau der primären, männlich gearteten Liebe der kleinen Tochter zur Mutter gelingt, löst sich der gegen die Männer gerichtete neidvolle Haß, und nur dann wird es möglich, daß aus dem kleinen Mädchen im vollen Sinne des Wortes eine Frau werde.

Zusammenfassend können wir sagen, daß sowohl die Kastrationsangst wie der Penis-Neid die Wirkung haben, dem Kinde das Lieben zu erschweren, ja sogar es ihm zu verleiden. Bei beiden Geschlechtern erscheint die Eigenliebe durch die Liebe bedroht. Für beide bedeutet die Liebe das Aufgeben des Glaubens an die eigene Vollkommenheit. Der Knabe muß einsehen, daß er noch klein und dem Vater noch nicht gewachsen ist; und das Mädchen muß sich damit abfinden, daß es kein Mann werden kann, um der Mutter zu gefallen, aber auch zu klein ist, um die Frau des Vaters zu werden. So wird denn mit Hilfe der Verdrängung der ohnehin unerfüllbaren Ödipus-Wünsche die Selbstliebe auf Kosten der Liebe gerettet. Es ist eine der schwersten seelischen Aufgaben des Menschen, nach dieser ausgiebigen Rückkehr zum Narzißmus, mit der der Kampf um die Ödipusliebe endet, wieder den Mut und die Fähigkeit zu lieben zu erlangen.

VIERTES KAPITEL

Die Identifizierung

1) Die Eroberung der Außenwelt

Bis jetzt hat uns in erster Linie der Inhalt der Kindheitskonflikte beschäftigt, und wir haben nur sehr wenig von der Art und Weise ihrer Erledigung gesprochen. Wenn wir nun an diese Seite des Problems herankommen wollen, müssen wir für eine Weile den sicheren Boden der unmittelbaren Beobachtung verlassen und uns den mehr theoretischen Betrachtungen über die Hilfsmittel zuwenden, deren sich das Kind bei der Lösung seiner Konflikte bedient. Einige Lösungsmethoden wurden bereits gelegentlich erwähnt. So die Verdrängung, die Verschiebung, sowie die der

letzteren verwandte Sublimierung. Mit Hilfe der Verdrängung löschen wir jene Wünsche aus unserem Bewußtsein, die sich als unerfüllbar erwiesen hatten. Auf dem Wege der Verschiebung und Sublimierung leben wir einen Teil unserer Triebe auf einem neuen und erlaubten Gebiete aus. Bei der Erklärung der Verschiebung und Sublimierung haben wir noch auf ein anderes Hilfsmittel hingewiesen — auf das identifizierende Denken. Wir haben erwähnt, daß die Verschiebung eng mit dieser Besonderheit des primitiven Denkens zusammenhängt, die darin besteht, daß das Kind die Außenwelt von Anfang an mit Hilfe von Identifizierungen[1] kennen lernt. Das kleine Kind betrachtet z. B. jede dicke Masse als Kot und jede Flüssigkeit als Urin, weil Kot und Urin ihm bereits vertraute Dinge sind. Ein Vorteil dieser Identifizierungen ist, daß sie es dem Kinde ermöglichen, Ersatz für die unter dem Druck der Erziehung aufgegebenen primitiven Lustquellen zu finden. Das identifizierende Denken steht also im Dienste der Unlustvermeidung und der Lustgewinnung und hat das Umformen der fremden und darum furchterregenden Außenwelt zu einer bekannten, lustbringenden zum Ziele. Neben der unmittelbaren Befriedigung ist das der einzige Weg, auf dem wir uns der Außenwelt nähern können. Da die Beziehung Ich—Außenwelt im Grunde genommen das Hauptproblem jeder Erziehungsarbeit ist, wird es sich lohnen, das Phänomen des identifizierenden Denkens in allen seinen Einzelheiten zu untersuchen.

In der identifizierenden Denkweise spielt das Ich, und zwar das primitive Lust-Ich in einem viel höheren Maße die zentrale Rolle als später nach der Entwicklung des sogenannten objektiven Denkens. Die Grundlage der frühesten Identifizierungen ist nämlich nicht die Objektähnlichkeit (obzwar diese selbstverständlich auch eine Rolle spielt), sondern die Art und Weise, auf welche das betreffende Objekt mit den Trieben des Kindes in Verbindung tritt. Dies versteht sich eigentlich von selbst. Denn alles was nicht Ich ist, ist fremd; der Ausgangspunkt der Identifizierung kann daher gar nichts anderes sein als der eigene Körper, bzw. unsere eigenen Triebe[2].

So erinnert z. B. braunes Packpapier einen vier Jahre alten Buben nicht an ein Paket oder an irgend eine andere Sache, die mit Papier in Verbindung steht, sondern an Kot, was einem Erwachsenen sicher als sehr gezwungen erscheint. Ebenso erinnert das aus dem Hahn fließende Wasser die Kinder ge-

1) Die Autorin gebraucht das Wort „identifizieren" ganz dem Wortsinne gemäß, mit weiterer Bedeutung, als es nach dem Beispiel Freuds in der psychoanalytischen Literatur geschieht. (Die Red. P. F.)

2) Nachdem das psychische Besitzergreifen eines Teils der Außenwelt mittels der Identifizierung vor sich gegangen ist, können die auf solche Art assimilierten seelischen Inhalte ebenfalls als Grundlage weiterer Identifizierungen dienen. So bestünde also kein wesentlicher Unterschied zwischen Ich- und Objekt-Identifizierung. Denn nur solche Objekte können zum Ausgangspunkt weiterer Identifizierungen werden, die bereits mit unserem Selbst identifiziert worden sind.

wöhnlich an Urinieren. In einem schon erwähnten Beispiele identifizierte ein vier Jahre alter Bub den Soldatensäbel mit dem Penis usw. Auch die schon besprochene, sehr verbreitete anale Geburtstheorie der Kinder ist im Grunde genommen eine Identifizierung des Geburtsvorganges mit dem wohlbekannten Vorgange des Defäzierens. (Damit läßt sich erklären, daß diese „Theorie" in der Regel auch trotz genauer Aufklärung der Kinder entsteht.)

Es ist klar, daß die auf solche Art erkannte und eroberte Außenwelt im höchsten Grade egozentrisch ist. Dieses eigenartige Weltbild, dessen Zentrum das Lust-Ich bildet, bleibt unser Leben lang in unserem Unbewußten bestehen und bildet die Grundlage des auch im objektivsten, dem naturwissenschaftlichen Denken immer spukenden Anthropomorphismus.

Selbst mit seinem eigenen Körper wird das Kind mit Hilfe der Identifizierung bekannt. In diesem Falle bilden jene Organe bzw. Körperteile die Grundlage der Identifizierung, die in der entsprechenden Entwicklungsphase oder unter Einwirkung äußerer Beeinflussungen die größte Rolle auf dem Gebiete der Lustgewinnung spielen.

Zum Beispiel versuchte ein vier Jahre altes Mädchen, dessen bisherige wichtigste Lustquelle das Fingerlutschen war, die genitale Onanie, die es in letzter Zeit in gesteigertem Maße übte, auf folgende Weise zu erklären: „Ich füttere meinen Popo." Diese eigentümliche Erklärung zeigt, daß sogar bei lustvollen, also sich selbst rechtfertigenden Handlungen, wie es die Onanie ist, der Vorgang mittels der Identifizierung vertrauter gemacht werden muß. (Wahrscheinlich liegt hinter dem Gleichnis Onanieren = Füttern (Essen) noch ein früheres, in dem die sexuelle Spannung dem Hunger gleichgesetzt wird.) Es ist natürlich möglich, daß bei der Erklärung des Kindes auch das mit der Onanie einhergehende Schuldbewußtsein eine Rolle spielt. Da hätte das Kind mit der Identifizierung nicht sich selbst, sondern den fragenden Erwachsenen beruhigt, als ob es sagen wollte: „Es ist weiter nichts an der Sache, es ist einfach so etwas wie Essen." — Ein ganz ähnliches, doch einfacheres Beispiel bietet ein kleiner Bub, der seinem Alter entsprechend ebenfalls dem Fingerlutschen huldigte und seinen Penis als „Fingerchen" bezeichnet. — Ein Mädchen dagegen nannte das Genitale seines Spielkameraden „Näschen", verglich es also mit einem Organ, das es selbst auch besaß. Es versuchte hier, mit Hilfe des identifizierenden Denkens jene Unlust zu lindern, die der Mangel des Penis ihm verursachte.

Nach alledem scheint es, als ob die identifizierende Denkweise in ihrem Wesen mit dem Narzißmus verwandt wäre. Doch während der Narzißmus niemals über das eigene Ich hinausführt, bildet die Identifizierung jene Brücke, die von der nackten Selbstliebe zum Liebgewinnen der Realität hinüberleitet.

Die Identifizierung ist jedoch noch keine Objektliebe. Die Verbindung, in die wir mit der Außenwelt durch die Identifizierung geraten, ist viel eher ein Einverleiben, Assimilieren oder umgekehrt eine Ausdehnung des Ichs zu nennen. Dies läßt sich sehr gut in dem Verhältnis des Kindes zu seinen Spielsachen veranschaulichen. Auffallend ist z. B., daß das Spiel des

kleinen Kindes in erster Linie darin besteht, daß es — obwohl die entsprechenden Spielsachen zur Hand sind — selbst zum Hunde, zum Auto, zur Eisenbahn usw. wird. Solange diese psychische Einverleibung nicht gelingt, bleibt das Spielzeug fremd und furchterregend. Die Vorliebe des Kindes für ein Stück Papier, Holz, eine leere Schachtel, Spagat und andere ähnliche Spielsachen ist leicht damit zu erklären, daß diese Dinge vielgestaltigere, daher weitere Identifizierungsmöglichkeiten bieten.

Ein mir bekannter kleiner Junge entsetzte sich geradezu vor solchen Spielsachen, die aufgezogen werden mußten und sich dann von selbst bewegten. Das Spiel machte ihm nur Freude, wenn er selbst mit seinem ganzen Körper sich mit dem Spielzeuge zusammen bewegte. — Sehr aufschlußreich war in dieser Hinsicht ein Fall, in dem es hieß, ein etwa zweieinhalbjähriges Kind, das eben mit dem größten Abscheu, mit Schreien und Weinen einen neu erhaltenen roten Gummielefanten von sich stieß, mit dem Spielzeug zu befreunden. Dem Kinde wurde am eigenen Ärmchen die Rolle des Rüssels vorgeführt, man zeigte ihm, daß das Ende des Rüssels ebenso funktioniert wie seine Fingerchen, es erfuhr, daß der Elefant mit seinem Rüssel Wasser spritzen, Essen in den Mund stecken könne usw., und erst als es die beschriebenen Bewegungen selbst längere Zeit nachgeahmt hatte, war es endlich geneigt, das Spielzeug anzusehen und in die Hand zu nehmen. Versuchen wir nun die Bedeutung dieser kleinen ganz alltäglichen Begebenheit in allen ihren Einzelheiten klarzustellen. Das Wegwerfen und Nicht-Anschauenwollen des Spielzeuges kann wohl ohne Übertreibung als Vernichtung des störenden, fremden Objektes aufgefaßt werden. Nun folgt das Spiel mit Arm und Finger, welches den Weg zur Identifizierung eröffnet. Nach dem Gelingen dieses seelischen „Verdauungsprozesses“ wird das eben noch abscheulich gewesene Ding als etwas Liebes und Bekanntes in die Hand genommen.

Ganz ähnliche Prozesse spielen sich auch beim Erwachsenen ab, wenn er sagt, er müsse einen neuen Gedanken erst „verdauen“, um sich mit ihm „befreunden“ zu können; und „erklären“ bedeutet eigentlich ein Erleichtern dieses Verdauungsprozesses. Das Spiel mit dem Arm, das im obigen Beispiel dem Kinde vorgeführt wurde, ist eine Erklärung des Elefantenkörpers in einer dem kindlichen Verstande angepaßten Form. Die „passende“ Form dieser Erklärung besteht aber, wie wir sahen, eben in der Ermöglichung der Identifizierung mit dem Ich des Kindes. Einerseits könnte also das Kinderspiel zum Teil als eine Summe von primitiven Erklärungen aufgefaßt werden, andererseits wäre die intellektuelle Verarbeitung eines Problems wahrscheinlich immer ein Identifizierungsvorgang. Dies bildet die unvermeidliche libidinöse Grundlage des Erkennens oder Verstehens im allgemeinen. Sollte dieser enge Zusammenhang zwischen Erkennen und Identifizieren zu Recht bestehen, so bedeutet dies, daß Erkennen immer ein Wiedererkennen ist, d. h. daß wir die Außenwelt immer nur als etwas Ich-Verwandtes zu erkennen vermögen.

Das Kind will also, wie wir sahen, letzten Endes immer seiner eigenen geliebten Person begegnen.

Von einem drei Jahre alten Buben handelt folgende Geschichte, die hier als Beispiel dienen kann: Das Kind fürchtet sich vor dem Gewitter. Am Morgen nach einer Gewitternacht macht er sich im Bette naß, was bei dem schon seit längerer Zeit zur Ordnung gewöhnten Kinde einer besonderen Erklärung bedarf. Das Kleine erzählte seiner Mutter die Sache auf folgende Weise: „Ich wollte es nicht tun, aber die Sonne sagte, ich soll doch ins Bett machen. Ich sagte, ich will nicht, aber sie sagte, daß sie auch so zu tun pflegt." „Wieso?", fragte die Mutter. „Na, wenn es regnet". In diesem Falle versucht sich das Kind mit dem furchtbaren Gewitterregen auf solche Art zu befreunden, daß es den Regen mit dem Urinieren identifiziert, was ihm gleichzeitig ein lange verbotenes Vergnügen ermöglicht.

Mit Spielsachen, Tieren, Naturerscheinungen und auch mit den mit ihm lebenden Erwachsenen kann sich das Kind nur dann befreunden, wenn es ihm gelingt, sich mit ihnen zu identifizieren. Die Identifizierung kann demnach auch als eine Flucht vor der Außenwelt betrachtet werden, und zwar geschieht diese Flucht auf solche Weise, daß wir einen immer größeren und größeren Teil dieser selben Außenwelt zu einem Teil unseres Ichs machen. Je weiter das Kind auf diesem Wege fortschreitet, mit umsomehr ursprünglich unangenehmen Dingen muß es bekannt werden. Dies ist ein lehrreiches Beispiel dafür, auf welche Weise das Lustprinzip selbst zur Anpassung an die Realität führt. Das einzige Ziel des Kindes ist, sich wohl zu fühlen. Gehindert wird es darin durch die Außenwelt, die das Kind durch fortwährende Reizung fortwährend vor neue Probleme stellt. Der Ausweg ist die Identifizierung, mit deren Hilfe das Kind die Außenwelt in sich aufnimmt, sie sozusagen assimiliert.

Aus alldem folgt jene sicherlich paradox klingende Feststellung, daß das Kind in erster Reihe dann zur Identifizierung greifen muß, wenn es von solchen peinlichen Eindrücken betroffen wird, denen es auf andere Weise nicht entrinnen kann. Da das Weglaufen oder das Beseitigen der störenden Erscheinung gerade in der frühesten Jugend die am wenigsten durchführbare Verteidigungsart ist, hat die Identifizierung in dieser Entwicklungsperiode eine ungleich größere Bedeutung als in irgend einem späteren Lebensabschnitt. Wenn wir ganz genau sein wollen, müssen wir also sagen, daß das Kind sich nicht darum mit einer Sache befreundet, weil sie es an irgend etwas erinnert, was es schon lieb hat bzw. kennt; sondern erst wenn es ihm gelingt, das Unbekannte mit Hilfe eines seiner Triebe mit etwas Bekanntem zu identifizieren, kann es vom Kinde auch liebgewonnen werden. Die gemeinsame Grundlage des Liebens und des Verstehens ist die Identifizierung, ohne die beides unmöglich wäre.

Das Liebhaben selbst ist freilich nicht einfach gleichbedeutend mit Identifizierung, sondern ist einerseits Folge der unmittelbaren Triebbefriedigung, andererseits setzt sie einen Grad des Wirklichkeitssinnes voraus, der uns ermöglicht, das Ich von der Außenwelt zu unterscheiden.

Was bedeutet das aber? Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß die Trennung des Ichs vom Nicht-Ich ursprünglich mit Hilfe der peinlichen Erlebnisse vor sich geht. Daß etwa die Mutterbrust nicht ein Teil unseres Körpers ist, lehrt uns jenes schmerzliche Erlebnis, daß sie nicht immer da ist, wenn wir sie notwendig hätten. Dem Liebhaben kommt also der Ärger bzw. jene Erfahrung zuvor, daß das, was die Befriedigung spendet, ein der Außenwelt angehörender, fremder und feindseliger Gegenstand ist. Das will besagen, daß das Kind, wenn es hungrig ist, die Mutterbrust nicht lieb hat, sondern böse auf sie ist. Um sie zu lieben, muß sich das Kind an die Lust erinnern können, die ihm durch die Mutterbrust zuteil wurde. Das Liebhaben ist demnach in seinem Wesen Dankbarkeit, d. h. das Aufrechterhalten der liebevollen Gefühle auch während jener Zeit, da die unmittelbare Befriedigung aussetzt.

Ein gutes Beispiel für das Gegenteil bietet folgende kleine Geschichte, deren Hauptperson ein ungefähr sechs Jahre alter Junge ist. Das Kind war irgendwo zu Besuch, spielte dort sehr glücklich mit einem kleinen Hund und wollte sich schließlich von ihm gar nicht trennen. Als er sah, daß alles vergebens war und er doch nach Hause gehen mußte, sagte er auf einmal: „Garstiger Hund, ich mag dich nicht." Hier sehen wir klar, daß das Kind auf den schlimmen Hund, der den Trennungsschmerz verursacht hat, böse wird.

Es ist eine häufige Erscheinung, daß sich das Kind in solchen Fällen mit Hilfe der Identifizierung tröstet. Es wird z. B. selbst zum Hunde, und zwar in solchem Grade, daß es das wirkliche Tier gar nicht mehr nötig hat. Die Identifizierung kann also der Entwicklung des Liebhabens nicht nur Vorschub leisten, sondern sie kann sie ebenso auch verhindern; denn wenn wir vor dem Leid zurückschrecken, das mit dem Liebhaben einhergeht, so können wir auf die Identifizierung, als auf eine primitivere Beziehungsform, zurückgreifen. Bei der Herstellung dieser sekundären Identifizierung müssen wir jedoch nicht nur mit der Fremdartigkeit des Objektes kämpfen, sondern auch mit einer ganz besonderen schlechten Eigenschaft des Objekts, der nämlich, daß es uns nicht immer und nicht bedingungslos zur Verfügung steht. Das Ziel der Identifizierung ist in diesem Falle nicht mehr das Bekanntwerden mit etwas Unbekanntem, sondern das Ersetzen von etwas Fehlendem. Ich brauche den schlimmen Hund, von dem ich mich verabschieden muß, nicht länger, wenn ich selbst ein Hund werde und auf diese Art mich befriedige.

Der entscheidende Unterschied zwischen Liebhaben und Identifizierung ist der, daß die Identifizierung das Umformen eines peinlichen, störenden Umstandes in einen lustvollen ist, wogegen das Liebhaben mit der Befriedigung, also mit etwas Lustvollem zusammenhängt, und zwar so, daß wir aus dieser Befriedigung die Kraft schöpfen, die damit verbundenen Leiden zu ertragen. Je größer die unmittelbare Befriedigung, umsoweniger bedarf es der Identifizierung. Der andere große Unterschied zwischen Identifizierung und Liebhaben ist der, daß die Identifizierung die Distanz

zwischen Ich und Außenwelt aufzuheben trachtet, wogegen zum Liebhaben unbedingt die Anerkennung der Tatsache gehört, daß außer uns auch etwas anderes existiert.

Die erste bedeutsame Befriedigung, zu welcher wir mittels eines anderen Wesens gelangen, ist das Saugen. Im Saugen sind drei verschiedene Beziehungsformen vereint: erstens die wirkliche Einverleibung eines Teiles der Außenwelt, zweitens narzißtische Lust (da es ja in einem Alter geschieht, wo die Trennung des Ichs vom Nicht-Ich noch nicht ganz vollzogen ist), und schließlich enthält es den Keim des ersten Liebens. Beim Saugen herrscht noch völliger Friede zwischen Ich und Außenwelt, zwischen Narzißmus und Objektliebe. Es ist das Vorbild des vollkommenen Glückes. Wenn wir nun bedenken, daß nicht nur das erste große Glück sondern auch die ersten großen Erschütterungen (wie z. B. die Entwöhnung, das Zahnen und nicht zuletzt der Hunger) das Kind gerade auf dem Gebiete der Oralerotik treffen, wird die große Bedeutung der mit der oralen Einverleibungstendenz verwandten Identifizierung im Seelenleben verständlicher. Es ist allgemein bekannt, daß das kleine Kind jeden Schmerz, ob seelischer oder körperlicher Natur, auf eine und dieselbe Weise zu lindern sucht, indem es etwas in den Mund nimmt. Das Vorbild dieses Trostmechanismus ist das Stillen des Hungers, d. h. das Saugen. Wenn die Milch beim Auftreten des Hungers nicht in seinem Mund ist, hat das Kind ein hochgradiges Unlustgefühl. Durch dieses peinliche Ereignis entsteht eine scharfe Trennung zwischen Ich und Außenwelt. Wenn die Milch in den Mund gelangt, hört die Disharmonie auf, und die Intaktheit des Ichs ist wieder hergestellt. Dieser zum Teil physiologische Vorgang ist ein vollkommenes Gegenstück jenes rein psychischen Vorganges, den wir Identifizierung nennen. Die Identifizierung steht also auf zweierlei Weise im Dienste des Lustprinzips: einerseits hebt sie die Spannung zwischen Ich und Außenwelt auf, andererseits finden wir in ihrem Mechanismus die Erinnerung an jenes Glück, das wir in unserer Säuglingszeit genossen haben.

Unser Verhältnis zu unserem eigenen Selbst entwickelt sich auf ganz ähnliche Weise, wie wir es in Bezug auf das Verhältnis zwichen Ich und Außenwelt bereits beschrieben haben. Nehmen wir als Ausgangspunkt jene Fälle, wo das Kind jenen Teil seines Körpers, der ihm Schmerz verursacht, als etwas Fremdes empfindet. Wir können bei Kindern beobachten, daß sie ihren wunden Finger weit von sich weghalten, auf ihn böse sind und ihn nicht sehen wollen. Oder sie sprechen in der dritten Person über das sie quälende Organ „dieser schlimme Magen"; sie wünschen, daß man ihnen einen anderen kaufe, usw. Als ob dieses Benehmen bedeuten sollte: „mich selbst habe ich lieb, aber was mir wehe tut, ist böse, das habe ich nicht gern, das bin gar nicht ich." Einerseits ist also alles, was nicht zum Ich gehört, anfangs schlecht und fremd, wogegen andererseits die Neigung besteht, alles was im Ich störend ist, in die Außenwelt zu projizieren. Mit anderen Worten, die Trennung des Ichs von der Außenwelt geschieht auch hier nach der Regel: das Gute bin ich, das Schlechte ist das Nicht-Ich.[1]

1) Zu diesen und früheren Ausführungen der Verfasserin siehe Freud: Ges. Werke Bd. V. Metapsychologie, insbesonders „Triebe und Triebschicksale". (D. Red. P. F.)

Auch von störenden Affekten versucht sich das Kind mittels der Projizierung zu befreien. Z. B. sagt ein vierjähriges Kind zu seinem Spielkameraden: „Wenn du mein Spielzeug nicht in Ruhe läßt, kommt ein Mann heraus und wird böse." Man fragt das Kind, warum es nicht einfach sagt, daß es selbst böse sein wird? „Weil ich nicht mehr böse sein will," antwortet das Kleine.

Da bei körperlichen Schmerzen das Bösewerden oder das Ablehnen des schmerzenden Körperteils natürlich nicht zum Ziele führt, ist das Kind gezwungen, wieder bei der Identifizierung Zuflucht zu suchen. Das Resultat eines solchen Identifizierungsvorgangs ist das Pflegen und Liebkosen des schmerzenden Körperteiles, worauf wir später noch zurückkommen werden.

Eine ähnliche Situation entsteht auch im Falle von seelischen Kränkungen. Wir erwähnten im Zusammenhang mit dem Kastrationskomplex, wie leicht sich ein kleines Kind gerade infolge seines Narzißmus beleidigt fühlt. Nach solchen narzißtischen Kränkungen kann es geschehen, daß das Kind sich sozusagen selbst aufgibt, da es sein Ich nicht mehr als lustvoll empfindet. Ein sehr häufiges Zeichen dafür ist, daß das Kind einen neuen Namen annimmt und von seinem alten Ich behauptet, daß es gestorben sei, nicht mehr existiere. Wenn wir es dann bei seinem alten Namen nennen, folgt gewöhnlich bitterliches Weinen oder ein Wutanfall, so daß nach meiner Erfahrung solchen „seltsamen Launen" des Kindes meistens nachgegeben wird. Man kann z. B. bei kleinen Mädchen beobachten, daß sie nicht mehr Mädchen sein wollen, sobald sie merken, daß ihnen etwas fehlt, was die Buben besitzen. Diese Wirkung wird noch gesteigert durch die so häufigen Bemerkungen, welche die Buben höher stellen als das Mädchen. Äußerungen der Herabsetzung, des Mißfallens nehmen dem kleinen Mädchen buchstäblich die Lust an sich selbst. Dasselbe kann eintreten bei kleinen Buben, wenn sie auf gar zu unsanfte Weise an ihre Schwäche und Kleinheit gegenüber den Erwachsenen erinnert werden. Jener undurchdringliche Panzer, den wir ebenfalls Narzißmus nennen und der das Individuum am wirkungsvollsten vor der Meinung der anderen schützt, ist schon etwas Sekundäres und im Grunde genommen bereits Ergebnis eines Identifizierungsvorganges. Nachdem das Kind eingesehen hat, daß es sich von seinem unvollkommenen Ich nicht befreien kann, identifiziert es sich mit jenen Personen, die es als so unvollkommenes Wesen doch lieb haben. Diese Art der Entstehung der sekundären Selbstliebe gibt eine ausreichende Erklärung für die Unverwundbarkeit des so gepanzerten Individuums.

Die ursprüngliche Einstellung der Außenwelt gegenüber könnten wir so formulieren: „wenn ihr mich lieb habt, macht mich so vollkommen, wie ich mich selbst fühle." Das kleine Mädchen z. B. ist anfangs böse, daß man es als kleines Mädchen lieb haben und es auf diese Weise dazu bringen will, sich in sein Schicksal zu fügen. Sie fühlt die Liebe, so merkwürdig es auch klingen mag, in diesem Falle als Feindseligkeit. (Dieser sonderbare Konflikt ist übrigens aus vielen modernen Liebesromanen be-

kannt, in welchen das Hauptmotiv der Verwicklung darin besteht, daß die Frau sich in ihrem Selbstbewußtsein beleidigt fühlt, weil sie „bloß als Frau“ und „nicht als Mensch“ geliebt wird.)

Bei körperlichen Leiden können wir wiederum ganz Ähnliches beobachten. Der kranke Mensch gibt sich ebenso auf wie das in seinem Selbstbewußtsein beleidigte Kind. Es ist, als ob er sein wertlos gewordenes Ich seiner Umgebung ausliefern würde: „bitte, ich brauch es nicht, macht damit, was ihr wollt.“ Der erwachsene Kranke ist nämlich ebenso wie das Kind böse auf seine Umgebung, als machte er sie für sein Leiden verantwortlich. So wie das Kind böse ist, daß man es so klein in die Welt gesetzt hat, oder daß es ein Mädchen wurde und kein Knabe, lebt auch im Kranken (ob Kind oder Erwachsener) ein feindseliges Gefühl gegen die Umgebung, die ihn krank werden ließ. Dieser Ärger ist eigentlich ein direkter Nachkomme jenes Projizierungsmechanismus, von dem im Zusammenhange mit körperlichen Schmerzen schon die Rede war. Das Schmerzhafte, Fehlerhafte, dessen man sich schämen muß, wollen wir nicht als einen Teil unseres Ichs betrachten, und darum streben wir danach, entweder das Übel selbst oder wenigstens seine Ursache außerhalb unser zu suchen.

Ein amüsantes Beispiel dafür ist folgende kleine Begebenheit, welche mit einem fünf Jahre alten kleinen Buben geschah: Das Kind fiel von irgendwo herunter, brach in ein jämmerliches Weinen aus und klagte, sein Großvater, der sich zufällig in der anderen Ecke des Zimmers aufhielt, hätte ihn hinuntergestoßen. Statt seine eigene Ungeschicklichkeit einzugestehen, suchte der Kleine einen Sündenbock, auf den er dann von Herzen böse war, wogegen er im Falle der Einsicht auf sich selbst hätte böse sein müssen.

Der Ärger gegen die Umgebung ist, wie wir merken können, Schutz gegen die Selbstaufgabe oder, besser gesagt, gegen die narzißtische Kränkung, die die Einsicht zur Folge hätte. Dieser Ärger gegen die Umgebung einerseits und die Neigung, sich aufzugeben, andererseits rechtfertigen die gesteigerte Verwöhnung im Falle einer Krankheit oder eines anderen Übels. Denn nur mit Hilfe der Identifizierung mit der Umgebung gelingt es dem Menschen, sich selbst auch als klein, krank und erniedrigt zu lieben.

Natürlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Tendenz zur Selbstaufgabe im höchsten Maße durch die eigentliche Grundlage des primären Narzißmus, d. h. durch jene Befriedigung ausgeglichen wird, die der Mensch durch seinen eigenen Körper erlangt: durch Onanie im weitesten Sinne des Wortes. Von dieser Seite aus betrachtet, müssen wir der Onanie eine wahrhaft lebensrettende Bedeutung beimessen. Es wird zugleich verständlich, warum die Onanie zu jener Zeit zunimmt, in der das Kind in Verbindung mit dem Ödipus- und Kastrationskomplex eine Reihe von Enttäuschungen und Erniedrigungen durchmachen muß. Die Onanie verhindert das vollständige Sich-Aufgeben, sie sichert auch in Zeiten der Not die Liebe zu uns selbst, die sich also ebenso auf der Befriedigung aufbaut wie jede andere Liebe.

Bei der Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Individuum und Außenwelt spielen also I d e n t i f i z i e r u n g und L i e b e die entscheidende Rolle. Das Liebhaben steht am entferntesten vom ursprünglichen Ziele. Es fordert die größtmögliche Anpassung an die Außenwelt und schlägt zugleich die größte Bresche in den primären Narzißmus. Die Identifizierung ist die primitivste Art der Anerkennung der äußeren Wirklichkeit, sie ist eigentlich nichts anderes als s e e l i s c h e M i m i k r y. Ihre Vorbedingungen sind der u n g e b r o c h e n e N a r z i ß m u s, der es nicht ertragen kann, daß außer ihm auch etwas anderes existiert, und die S c h w ä c h e d e s I n d i v i d u u m s, die sowohl die Vernichtung der Umgebung wie auch die Flucht unmöglich macht.

2) *Das Kind und seine Erzieher*

Ein vom praktischen Gesichtspunkt überaus wichtiger Sonderfall des Verhältnisses Individuum—Außenwelt ist die B e z i e h u n g d e s K i n d e s z u s e i n e n E r z i e h e r n. Die Eltern und die Erzieher sind für das kleine Kind eine ungeheure Macht, der Verlust ihrer Liebe und ihres Wohlwollens ist fast gleichbedeutend mit höchster Lebensgefahr. Warum, ist leicht zu verstehen. Es folgt ganz selbstverständlich aus der vollständigen körperlichen und seelischen Abhängigkeit des Kindes. Wäre das Kind nicht hilflos, so könnte es z. B. im Falle, daß die Eltern ihm einen Wunsch versagen, etwa denken „ich gehe fort, hier gefällt es mir nicht.“ Da diese Lösung für das Kind unmöglich ist, erscheint der Ärger als ein unerlaubter Luxus, statt dessen ist das Kind genötigt, den verbietenden, also unangenehmen Eltern gegenüber zu demselben Mittel zu greifen, das ihm auch bis dahin im Kampfe gegen die feindliche und überstarke Außenwelt zu Gebote stand, d. h. zur I d e n t i f i z i e r u n g. Andererseits wissen wir aber, daß eben die Eltern die Quelle hochgradiger Befriedigungen und gerade deshalb die ersten und wichtigsten Liebesobjekte sind. So werden die Eltern Träger der lebenswichtigsten, weil stärksten und nachhaltigsten Bindungen. Wir lieben sie, weil sie uns Lust bringen, und identifizieren uns mit ihnen als den übermächtigen Vertretern der Versagung fordernden Außenwelt. Liebe und Identifizierung sind demnach in Bezug auf die Eltern so stark vermischt, daß eine reinliche Scheidung fast aussichtslos erscheint. Erschwert wird sie noch dadurch, daß diese in ihrem Wesen so grundverschiedenen Beziehungsarten sich zumeist derselben Äußerungsformen bedienen. Die Liebe den Eltern gegenüber ist ja nicht nur eine spontan gefühlte, sondern auch etwas streng Gebotenes. Den Erzieher interessiert es in der Regel wenig, auf welche Weise das Kind an ihn gebunden ist, für ihn genügt es zu wissen, daß diese Bindung überhaupt besteht und für die Zwecke der Erziehung benutzbar ist. Und doch ist — wie wir aus Späterem sehen werden — der Unterschied zwischen den beiden Beziehungsformen auch vom praktischen Gesichtspunkte nicht gleichgültig. Zunächst suchen wir uns aber im großen und ganzen ein Bild davon zu machen,

wie sich Liebe und Identifizierung vermischen und einander im Laufe der Entwicklung des Kindes gegenseitig ablösen.

Nach dem Schema des Ödipuskomplexes sollte der kleine Junge seine Mutter lieben und sich mit seinem Vater identifizieren. Im allgemeinen trifft das auch zu. Ist doch die Mutter die Quelle der Befriedigung und der Vater jener allzustarke Rivale, gegen den sich der kleine Junge weder durch Angriff noch durch Flucht erfolgreich verteidigen kann, so daß er schließlich zur Identifizierung greifen muß. Die bekannteste Form dieser Identifizierung ist jene, wo der kleine Junge die Beschäftigung des Vaters fortsetzen will, seine Bewegungen und kleinen Gewohnheiten nachahmt usw. In dieser Identifizierung kehrt freilich auch der verdrängte Ödipuswunsch zurück, aus dem kleinen Knaben wird der Vater, d. h. der Mann der Mutter. Die der Identifizierung vorangehende feindliche Gesinnung äußert sich in ähnlichen Reden: „wenn ich der Papa sein werde, da wird der Papa ein Baby sein, und ich werde ihn im Wagen schieben." Mit den entsprechenden Umkehrungen bezieht sich das Gesagte auch auf kleine Mädchen. Sie sind glücklich, wenn sie die Kleidung, die Haartracht ihrer Mutter nachahmen können, und schließlich stellt sich heraus, daß sie sich einen ebensolchen Mann wünschen, wie ihn die Mama hat. Aus dem Munde einer jungen Ärztin hörte ich folgende Worte: „die Mama hat es leicht gehabt. Sie hat den Papa geheiratet."

Familienverhältnisse, der Charakter der Eltern, ihre Erziehungsmethoden, die Befriedigungsmöglichkeiten, die dem Kinde zu Gebote stehen, können natürlich die verschiedensten Variationen zur Folge haben. Außerdem gibt es aber noch andere Momente von viel allgemeinerer Natur, die das obige Bild mehr oder weniger verändern. So ist z. B. im Säuglingsalter für Kinder beider Geschlechter in gleicher Weise die Mutter oder Amme die Hauptlustquelle. Doch während der Entwöhnung und Erziehung zur Reinlichkeit wird dieselbe Person vom Standpunkte des Kindes zu einem sehr unangenehmen Wesen. Zu dieser Zeit entzieht das Kind ihr seine Liebe und wendet sich eher dem Vater zu, der an dieser frühen Erziehung gewöhnlich nicht teilzunehmen pflegt. Oft hört man, wie sich die Mutter über die Undankbarkeit des kleinen Kindes beklagt, weil es den Vater vorzieht, trotzdem dieser doch nur hie und da in seiner freien Zeit sich mit ihm beschäftigt, und weil es gar keine Anerkennung für die Mutter empfindet, die sich den ganzen Tag mit ihm plagt. Für das größere Kind ist dagegen zumeist wieder der Vater der Repräsentant der rauhen Wirklichkeit und die Mutter die Zärtliche und Nachgiebige. Ähnliche Veränderungen in der Rolle der Eltern verursachen das einemal eine Verstärkung, das anderemal eine Abschwächung der Wirkung des Ödipus- und Kastrationskomplexes. Ödipus- und Kastrationskomplex wirken aber ebenfalls nicht vollkommen gleichsinnig. Wir sahen ja, daß z. B. für den Buben der Vater wohl das Verbot, die Mutter jedoch den Mißerfolg vertritt. Dasselbe gilt für das kleine Mädchen. Hier erscheint die Mutter als die verbietende Macht, da

aber das Kind durch den Vater enttäuscht wird, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich von beiden Eltern in stärkerem oder geringerem Grade abzuwenden. Tatsächlich machen wir die Erfahrung, daß der Blütezeit des Ödipuskomplexes ein Abflauen der den Eltern gegenüber gehegten Gefühle folgt. Das Kind entzieht, unter der Wirkung der verschiedenen Enttäuschungen, den Eltern teilweise seine Liebe und wendet sich der — im weiteren Sinne genommenen — Außenwelt zu. Dies ist das Zeitalter beginnender Freundschaft, gesteigerten Wissensdranges und der Entwicklung der Persönlichkeit.

Diese seelische Auswanderung aus dem elterlichen Hause offenbart sich bisweilen auch in tatsächlichen Auswanderungsversuchen. Ich selbst war einmal Zeuge eines solchen Falles. Die Sache geschah mit einem drei Jahre alten Jungen. Das Kind wohnte in der Nachbarschaft, und ich kannte es nur vom Sehen. Eines Nachts gebar seine Mutter ein Baby, und am nächsten Morgen kam der kleine Bub herüber aus dem Nachbargarten und blieb den ganzen Tag bei mir, als ob wir schon von jeher alte Freunde gewesen wären. Die Eltern waren umso erstaunter, als sie etwas ähnliches mit dem ziemlich furchtsamen kleinen Jungen überhaupt noch nie erlebt hatten. Wenn wir freilich bedenken, ein wie wenig erfreuliches Ereignis das Erscheinen des neuen Rivalen im Leben des Kleinen bedeutete, so werden wir auch seinen kühnen Fluchtversuch verstehen.

Wie sehr auch das „Allein-auf-die-Straße-gehen" ein „Weggehen von der Mutter" für das Kind bedeutet, zeigte mir folgende Beobachtung: Ein sechsjähriger Junge ging zum ersten Male, aus Ärger über die Mutter, die ihm einen Wunsch versagte, allein auf die Straße. Mit demselben Kinde trug sich einige Wochen später, da er schon oft und ohne besondere Aufregung allein kleinere Wege machte, ein seltsamer kleiner Zwischenfall zu. Er ging fort, die Mutter erblickt ihn aus dem Fenster und ruft ihm einen Gruß zu. Der Kleine bleibt stehen, antwortet, sagt allerhand nichtssagende Dinge, trippelt ungeduldig auf einem Fleck herum und ruft schließlich in ärgerlichem Tone: „aber ich will schon weggehen." „So geh doch!" sagt die Mutter. „Aber ich kann nicht, wenn ich dich sehe", antwortet der Kleine. Und erst als die Mutter aus dem Fenster zurücktrat, konnte er weiter seines Weges ziehen.

Die Tatsache, daß die Eltern ungefähr zu Anfang des schulpflichtigen Alters in den Hintergrund gedrängt werden, bedeutet bei weitem nicht ein Abnehmen ihres Einflusses auf die Charakterentwicklung des Kindes. Das Kind binden körperliche, seelische und soziale Bande auch weiter an die Eltern, und so verläuft die obenerwähnte seelische Auswanderung zum großen Teile in den durch die Eltern vorgeschriebenen bzw. erlaubten Bahnen (z. B. das In-die-Schule-schicken). Dies bedeutet, daß die Blütezeit des Ödipuskomplexes von der Periode der Erziehbarkeit abgelöst wird. An Stelle der stürmischen und gegensätzlichen Gefühle tritt die Identifizierung mit den Eltern. Auf Grund des Bisherigen wissen wir, daß die Identifizierung die Auflösung eines aggressiven, aufrührerischen Gefühles ist, und zwar auf die Weise, daß wir den über-

starken äußeren Eindruck zu einem Teile unseres Ichs machen. Genau dasselbe tut das Kind mit den Befehlen und Verboten, denen es Folge leisten muß, so daß es schließlich glauben kann, daß es seinem eigenen Willen folgt. Bei ganz kleinen Kindern kann man diesen Vorgang leicht beobachten. Dasselbe Kind, das bitterlich weint, wenn man es mit Gewalt aus dem Zimmer tragen will, beruhigt sich, wenn wir ihm die Möglichkeit geben, „von selbst" hinauszugehen. Auf diese Weise kann man die meisten Kinder dazu bringen, die ihrem ursprünglichen Wunsche gerade entgegengesetzte Sache zu wollen. Der Protest des Kindes gegen den Befehl kommt in einigen sehr verbreiteten Kindergewohnheiten deutlich zum Ausdruck. Es ist z. B. eine allbekannte Sache, daß das Kind geneigter ist zu folgen, wenn man ihm das Verkehrte dessen sagt, was man von ihm wünscht. Oft sagen sie sogar gerade heraus „sag', ich soll es nicht tun, dann tu' ich es".[1] Einen ähnlichen Sinn hat es auch, wenn das Kind sich damit unterhält, daß es die Worte in verkehrter Bedeutung gebraucht, „ja" statt „nein" sagt, usw.

Alle diese Spiele sind eigentlich Versuche, wie man angesichts der Übermacht sein Selbstbewußtsein bewahren könnte; daraus wird gleichzeitig klar, daß allein das Nachgeben, unabhängig vom Inhalt des Befehls, für das Kind peinlich ist[2]. Auf Befehl tut es selbst das nicht gern, wozu es sonst Lust hätte. Dieser heftige Protest wird am Ende zur Ursache der Niederlage des Kindes. Da sein Narzißmus nicht fähig ist, den Befehl zu ertragen, ist es schließlich bereit, statt zu gehorchen, dasselbe zu wollen, was die Großen von ihm verlangen. Das Kind, das „von selbst" aus dem Zimmer geht, gibt der Fiktion des „freien Willens" zuliebe seinen eigentlichen Willen auf.

Der Ausgang des Kampfes um den Narzißmus ist eines der bedeutendsten Ereignisse in der Entwicklung des Individuums. Das Ich erfährt infolge der Identifizierung mit den verschiedenen Befehlen und Verboten eine entscheidende Umgestaltung. Da der Gehorsam nicht auf dem Wege der Einsicht, sondern auf dem der Identifizierung zustande kommt, wird der Befehl für das Kind ein Teil seines Ichs, welches es von nun ab ebenso verteidigt wie seinen eigenen Willen. Dies ist die Erklärung für jenen merkwürdigen, starren Konservativismus, mit dem das Kind an den einmal angenommenen Maßregeln festhält. Freilich dürfen wir auch jetzt nicht vergessen, daß ebenso wie die Verdrängung den Instinkt, aus dem der verbotene Wunsch stammt, nicht zu töten vermag, auch die

1) Bei den nordamerikanischen Präriestämmen gab es Vereinigungen, deren Mitglieder junge Krieger waren, die auf Grund ihrer Regeln immer das entgegengesetzte dessen taten, was man ihnen sagte. Wenn man ihnen z. B. während einer Schlacht zurief: „Zurück!" so gingen sie vorwärts, wenn es auch den sicheren Tod bedeutete.

2) Diese Ausführungen der Autorin folgen ein Stück Weges den Erklärungen Alf. Adlers, bleiben aber nicht bei dem Konflikte zwischen Protest und Unterwerfung und bei der Kompromißbildung der „Fiktion" stehen. (Die Red. P. F.)

Identifizierung mit dem Willen der Erwachsenen nicht die Wünsche aufhebt, die mit diesem Willen im Widerspruche sind. Das Resultat ist die Spaltung des Ichs in zwei Teile, deren einer der Träger der ursprünglichen Triebwünsche, der andere der Träger der mittels der Identifizierung einverleibten Wünsche ist. Diesen letzteren umgestalteten Teil des Ichs nennt Freud: das Über-Ich. Das Über-Ich benimmt sich dem Instinkt-Ich gegenüber genau so, wie sich ursprünglich die Erzieher dem Kinde gegenüber benommen haben. Die erzieherische Herkunft des Über-Ichs fühlt das Kind als Gewissen. Das Gewissen ist jedoch — so unangenehm es auch gelegentlich sein mag — bereits kein äußerer, sondern ein innerer Zwang, bei dessen Befolgung das Kind so fühlen kann, als handelte es im Sinne seines eigenen Wunsches. Man kann oft die Erfahrung machen, daß gerade die eigensinnigsten Kinder besonders gewissenhaft werden. Jene Kinder, die die Strafe am schwersten ertragen, neigen dazu, ihr durch Reue, ja sogar durch Selbstbestrafung zuvorzukommen. Das Kind benimmt sich in diesem Falle wie der Held, der, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, selbst seinem Leben ein Ende macht, oder z. B. im Falle einer Hinrichtung — wie wir aus historischen Beispielen wissen — sich nicht fesseln läßt, sondern „frei", wie aus eigenem Entschlusse das Schafott besteigt. Angesichts der höchsten Gefahr ist auch der Erwachsene in der gleichen Situation wie das Kind den Eltern gegenüber, und das Gefühl des vollständigen Ausgeliefertseins hier wie dort veranlaßt zu ähnlichen Verteidigungsmaßnahmen.

Sicherlich werden manche es für eine Übertreibung halten, wenn das Kind, das die Erziehung durchmacht, einem Menschen in Lebensgefahr verglichen wird. Und doch kommt der Vergleich, vom Standpunkte des Instinkt-Ichs gesehen, der Wirklichkeit sehr nahe. Die Entstehung des Über-Ichs kann tatsächlich so aufgefaßt werden wie das Todesurteil des primitiven Trieblebens. Am klarsten erkennen wir dies an dem Benehmen des Kindes. In jedem Kinderzimmer können wir beobachten, daß das kleine Kind auf die Frage, wer diese oder jene verbotene Tat begangen hat, antwortet, daß nicht es, sondern irgend ein anderer, schlimmer Jemand der Schuldige gewesen sei. Dieser Jemand erhält oft auch einen Namen und wird ein ständiger Gast des Kinderzimmers. Viele meinen, dies sei nichts anderes denn eine Lüge, das Kind wolle eben aus Furcht vor der Strafe sein Vergehen leugnen. Es ist aber etwas in der Form dieses Leugnens, das uns zu denken gibt. Das Kind leugnet nicht das Vergehen, sondern nur, daß es der Täter gewesen sei. Den Teil seiner Seele, der ihm durch Drohungen oder nur durch bloße Verbote der Erzieher unangenehm geworden ist, versucht das Kind als ein außer ihm stehendes, fremdes Etwas zu betrachten. Mit der größten Bereitwilligkeit ist das Kind dabei, diesen schlimmen Anderen vereint mit den Erwachsenen zu verspotten, zu prügeln oder auch zu vernichten. Natürlich hören wir zuweilen auch, daß dieser gewisse Andere sehr stark und schlau ist, so daß man mit ihm nicht so

leicht fertig werden kann. Wenn wir bei solcher Gelegenheit dem Kinde klarzumachen versuchen, daß wir ja wissen, daß dieser schlimme Andere es selbst sei, dann hat das gute Einverständnis ein Ende, und es kommt zu heftigsten Protestäußerungen. Das Verhalten des Kindes gleicht in diesem Falle genau seinem Verhalten körperlichen Schmerzen gegenüber. Es versucht sich mittels Projizierung des störenden Ich-Teiles zu entledigen.

Rasmussen erzählt: Mit vier Jahren einem Monat bekam Ruth gelegentlich nach einer Mittagsmahlzeit ein wenig Aufstoßen. Ich wies sie zurecht und sagte, daß sich das nicht schickt. Ruth bemerkte zu ihrer Entschuldigung: „Ja, aber das war ich nicht; ich wollte es gar nicht, der Magen hat es gemacht." — Vierzehn Tage später wollte sie unartig werden und stampfte mit dem Fuße auf. Aber sie unterließ es bald, stampfte noch einmal ganz leicht auf und sagte: „Das eine Bein ist ein bißchen unartig." (Rasmussen, a. a. o. S. 60—61.) Im zweiten Beispiel spielt sich die Ich-Spaltung vor unseren Augen ab. Das erste zornige Stampfen zeigt noch das ungeteilte Individuum, dann kommt die Erinnerung an das Verbot und die Ablehnung des unartigen Ich-Teiles.

Bei der Spaltung des Ichs spielen also zwei Kräfte eine Rolle, die eng miteinander zusammenhängen, doch klar von einander zu unterscheiden sind: die eine ist die Identifizierung mit dem Verhalten der Umgebung, die andere ist die Projektion des eben durch diese Identifizierung unangenehm gewordenen Teiles des Ichs. Wahrscheinlich tritt erst später im Zusammenhang mit der Entwicklung des Realitätsgefühls die Verdrängung der anfangs nur projizierten Affekte und Wünsche, d. h. deren vollständige Eliminierung aus dem Bewußtsein ein. Das Kind macht nämlich zuerst keinen Unterschied zwischen seiner Phantasiewelt und der Realität. Auf dieser Entwicklungsstufe genügt dem Kinde vollständig die Fiktion, daß der schuldige Fuß nicht zu ihm gehöre. Erst wenn diese Vorstellung unhaltbar geworden ist, ist es genötigt, zu der Verdrängung Zuflucht zu nehmen. Denn wovon ich nichts weiß, das kann doch wirklich nicht „Ich" sein. Das müssen sogar die Großen einsehen. Demnach wäre also eine Vorbedingung der Verdrängung, daß wir uns mit der Realitätsvorstellung der Erwachsenen identifizieren.

Der bisher besprochene, von Freud entdeckte Vorgang der Über-Ich-Bildung wird im allgemeinen als ein Mittel der Anpassung an die Verbote und Gebote der Umwelt dargestellt. Das ist jedoch nur die eine Seite dieser überaus wichtigen seelischen Erscheinung. Ferenczis Erfahrungen bei Erwachsenenanalysen, insbesondere bei der Charakteranalyse, zeigen, daß die Über-Ich-Bildung, obwohl ursprünglich eine Form der Anpassung an die äußere Realität, doch ein Hindernis der späteren Anpassungen werden kann. Die Ich-Spaltung infolge Identifizierung mit dem Verbot ist nach Ferenczi eine schwere Schädigung des Ichs. Das erste Zeichen der eingetretenen Ich-Spaltung ist der Protest des Kindes gegen die Annahme, daß „der Schuldige" es selbst sei. Der Nachteil dieser Erledigungsweise

liegt auf der Hand. Es kann durch sie wohl erreicht werden, daß das Kind z. B. nicht mehr mit dem Fuße stampft (d. h. mit den Erwachsenen vereint seinem Fuß verbietet zu stampfen), aber wir können nicht mehr mit dem Kinde darüber sprechen, warum es eigentlich gestampft hat. Es wird uns immer wieder damit abspeisen, daß doch der Fuß und nicht es selbst „unartig" war. Daß dieses „warum" auch im Falle Rasmussen verborgen blieb, zeigt die Beschreibung der ganzen Begebenheit mit den typischen Worten: „. . . eines Tages wollte sie unartig werden . . .". Die Erzieher legen den Nachdruck auf die Verhaltungsweise „man darf den Eltern gegenüber nicht mit dem Fuße stampfen". Man muß sich also vor Regungen fürchten, die den Wunsch zu stampfen aufkommen lassen, darum will auch das Kind nichts von ihnen wissen. Auf diese Weise werden aber nach erfolgter Über-Ich-Bildung beide Teile des Ichs unbeeinflußbar; der eine, weil er abgespalten, nicht mehr als Teil unseres Selbst anerkannt wird, der andere, weil er, durch Identifizierung mit dem Verbot bereits erstarrt, nur eine streng umschriebene Verhaltungsweise zuläßt. Gegen die Aufhebung der starren Regel wehrt sich die Angst, die die Identifizierung (Ich-Spaltung) notwendig gemacht hat. Wir sehen also, daß jede durch Identifizierung erfolgte Anpassung zugleich eine Schranke der freien, elastischen, auf einsichtiger Beurteilung der Sachlage beruhenden Anpassungsfähigkeit ist. An Stelle dieser Fähigkeit finden wir nur allzuoft den starren, automatischen Charakter, der, obwohl der Niederschlag praktischer Anpassungsleistungen, doch in den größten Gegensatz zu den Forderungen der Realität geraten kann.[1]

Im folgenden werde ich noch darauf zurückkommen, was für erzieherische Maßnahmen geraten sind, um die Entstehung der Charakterautomatismen auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken.

Nach alldem taucht sicherlich die Frage auf, auf welche Weise die Rolle der Identifizierung mit der Herrschaft des Lustprinzips im Seelenleben in Einklang zu bringen sei. Zwar sahen wir, daß die Identifizierung überall im Dienste des Narzißmus steht und diesen nach Möglichkeit zu verteidigen sucht, und dennoch kann es den Anschein erwecken, als wäre der Preis für diese Verteidigung ein viel zu großer. Das Kind macht sich den Willen, den Geschmack der Erwachsenen zu eigen, ist ihrem Beispiele folgend geneigt zu verurteilen, was ihm bis dahin lustvoll gewesen ist, und schließlich entfernt es sogar die verbotenen Gefühle und Gedanken ganz aus seinem Bewußtsein.

---

1) Ferenczi nennt den automatischen Charakter eine Art Psychose, die mit Hilfe der Psychoanalyse heilbar ist. Die Aufhebung der Ich-Spaltung durch Erinnern der verursachenden Erlebnisse kann es ermöglichen, daß der Mensch seine Automatismen einer bewußten Kontrolle unterzieht. Diese bewußte Kontrolle und das damit verbundene Abbauen der Angst ist natürlich nicht gleichbedeutend mit dem Abbauen der kulturnotwendigen Triebhemmungen. Nur daß an Stelle der Angst als Grundlage der Triebbeschränkung die Liebe und die Vernunft gesetzt wird.

Die Kinder sagen nicht selten, wie schwer ihnen die Erfüllung dieser Anforderungen fällt. Ein siebenjähriges kleines Mädchen sagte mir: „Alles was gut ist, wird verboten, und alles was schlecht ist, muß ich tun." Erschütternd ist die Klage eines sechsjährigen kleinen Buben, der eines Tages der Mutter sagte: „Als ich geboren wurde, habe ich nicht gedacht, daß es mir so schlecht ergehen wird." Und als die Mutter überrascht fragte, was ihm denn so schreckliches widerfahren sei, zählte er alle jene scheinbaren Kleinigkeiten, Verbote, Beschränkungen auf, die wir kaum mehr beachten, und die doch das Leben des Kindes verbittern.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß nur jene Kinder sich zu beklagen wagen, denen es verhältnismäßig gut geht, bzw. die mehr Denkfreiheit genießen. Die taktvollste Erziehung kann das Kind nicht von jenen Leiden befreien, die mit der Zügelung der Triebe notwendigerweise einhergehen; einerseits weil die Erziehung in einem solchen Alter beginnt, wo wir auf eine Einsicht noch nicht rechnen können, andererseits weil auch nicht immer von solchen Maßregeln die Rede ist, bei denen eine Einsicht möglich wäre. Die an kleine Kinder gestellten Forderungen sind ja zum großen Teil nur Konvention, und der einzige Grund zu ihrer Befolgung ist die Furcht, die Liebe der Eltern zu verlieren. Doch eben aus dem narzißtischen Wesen des kleinen Kindes folgt es, daß die Liebe der Umgebung, obzwar sie ihm unentbehrlich ist, es für das Aufgeben der primitiven Triebbefriedigungen doch nicht entschädigt. Das Kind hängt in hohem Grade von uns ab, doch es liebt uns nicht genügend, um unseretwillen solche Opfer bringen zu können. Das heißt, wir können das Kind nur zum Verzicht zwingen, ohne in der Lage zu sein, ihm einen vollen Gegenwert dafür zu bieten. Demgegenüber steht jene andere Tatsache, daß der Mensch nur gegen eine *Ersatzbefriedigung* entsagen kann, was eigentlich schon daraus folgt, daß wir mit keiner Abwehrmaßnahme ein Erlöschen der Triebe erreichen können. In der Natur des Triebes liegt aber das Streben, auf irgendeinem Wege unbedingt zu einer Abfuhr zu gelangen. Es taucht nun die Frage auf, auf welche Weise das Kind jene Triebe befriedigt, mit denen es auf Grund der Identifizierung mit den Erziehern jede Gemeinschaft geleugnet hatte.

Als ich von der Erziehung der Triebe sprach, habe ich erwähnt, daß die verschiedenen Hemmungen den Trieb von seiner ursprünglichen Richtung ablenken. Wir wissen freilich, daß diese Ablenkung nicht bei jedem Triebe möglich ist. Den Hunger z. B. können wir nur durch Essen befriedigen. *Die Ablenkbarkeit ist in erster Reihe eine Eigenschaft der sexuellen Triebe.* Diese Eigenart, verbunden mit dem identifizierenden Denken, sichert ihnen eine fast unbegrenzte Möglichkeit des Auslebens. Jene Befriedigungsmöglichkeiten, die durch die Identifizierung mit den Erwachsenen geboten werden, spielen dabei eine besonders wichtige Rolle, da sie die soziale Anpassung des Kindes bedeutend erleichtern.

Diese Behauptung mag im ersten Augenblicke sonderbar klingen. Die Identifizierung mit den Erwachsenen bedeutet ja für das Kind fast ausschließlich eine

Einschränkung seiner Triebe. Ein Beispiel aus dem Leben des Kindes erklärt diesen scheinbaren Widerspruch. Nehmen wir folgendes in dem Leben jedes Kindes vorkommende Ereignis: der Onkel Doktor kommt und schaut dem Kinde mit dem Löffel in den Hals. Bei dem ersten solchen Besuche wehren sich die meisten Kinder heftig gegen dieses Attentat und bringen deutlich zum Ausdruck, daß ihnen die Sache ganz und gar nicht gefällt. Merkwürdigerweise fangen die Kinder, anstatt die ganze unangenehme Geschichte möglichst schnell zu vergessen, fast ohne Ausnahme nachher an, „Doktor" zu spielen. Das Kind benimmt sich also nach dem Besuche des Arztes ebenso wie nach dem Abschiede von einer angenehmen Sache. (Siehe das Beispiel mit dem Hunde S. 108.) Dies ist umso eigentümlicher, als sich ja das Kind nach unseren bisherigen Ausführungen deshalb mit dem abwesenden Gegenstande identifiziert, um ihn zu ersetzen und sich so von seiner Sehnsucht zu befreien. Aber nach dem Doktor werden sich doch die Kleinen nicht sehnen, was kann also hier der Sinn der Identifizierung sein? Das Kind will es sich nicht gefallen lassen, was der Arzt mit ihm tut, doch man zwingt es dazu. Nachher wird dann aus dem Kinde der Doktor, es schaut einem jeden in den Hals hinein, macht Umschläge, gibt Medizin ein, usw. Es tut also aktiv dasselbe, was es passiv erlitten hat. Wir wissen, wie sehr es den Narzißmus des Kindes verletzt, wenn es gegen seinen Willen etwas ertragen muß. Durch die Identifizierung erreicht das Kind den erwünschten Rollentausch. Im Doktor-Spiele lebt das Kind außerdem noch seinen Ärger aus. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß sich die ganze Prozedur im Spiele meistens in unbarmherzigerer Form wiederholt, als sie das Kind an sich selbst erfuhr. Dieselbe Erfahrung machen wir, wenn die Kinder Papa—Mama oder Schule spielen. Kinder, die nie geschlagen wurden, prügeln ihre Puppen grün und blau für solche Vergehen, die sie auch selbst begehen. Die Spaltung des Ichs, von der wir oben sprachen, ermöglicht es, daß das Kind nicht nur an seinen Puppen oder an anderen Gegenständen, sondern auch an sich selbst seine Aggressivität abreagiere. Die Strenge gegen unsere eigene Person, die wir Gewissen nennen, ist ja nichts anderes als die Rückwendung des Sadismus gegen das eigene Ich[1].

Die narzißtische Lust, zu welcher das Kind durch die Identifizierung mit dem Befehle gelangt, wurde bereits besprochen. Dem kann noch zugefügt werden, daß durch die Befolgung des Befehles das Kind den Erwachsenen ähnlicher wird, und alles, was den Unterschied zwischen den Großen und Kleinen verringert, lindert die Kränkung, den der Narzißmus des Kindes erlitten hat. Um den Erwachsenen ähnlich zu werden, ertragen die Kinder die Langeweile des artigen Benehmens, ziehen bereitwillig unbequeme Kleidungsstücke an, finden mit einem Worte alles Mögliche wünschenswert, allein aus dem Grunde, weil es zur Lebensweise des Erwachsenen gehört. Dieser narzißtische Gewinn steigert noch den schon erwähnten Konservativismus, mit dem das Kind an dem schon einmal befolgten Befehle hängt. Derselbe Konservativismus ist nebenbei ebenfalls ein gutgeeignetes Mittel für das Kind, seine Aggressivität abzureagieren. In jedem Kinderzimmer kann man die Beobachtung machen, daß die Erwachsenen zeitweise die Sklaven ihrer eigenen Befehle werden. Es gibt kein kritischeres

1) Siehe Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr. Bd. VI. (Die Red. P. F.)

Wesen als das Kind. Die kleinste Inkonsequenz im Verhalten der Eltern nehmen sie wahr und fordern Rechenschaft von ihnen.

Einem kleinen Jungen z. B. verspricht sein Vater, mit ihm am Sonntag spazieren zu gehen. Es kommen jedoch Gäste, und das Versprechen gerät in Vergessenheit. Während des Mittagessens sagt auf einmal das Kind todernst: „Und auch der Papa lügt." Da der Gehorsam (in diesem Falle die Wahrheitsliebe) keine Folge der Einsicht, sondern der Identifizierung ist, kennt das Kind weder Kompromisse noch Nachsicht. So kann es geschehen, daß im Kinde auf dem Wege der Identifizierung ein Gesetzbuch entsteht, das es in immer größeren Gegensatz zu seinen eigenen Eltern bringt, und daß das Kind die von ihnen übernommenen Befehle gegen die Eltern richtet.

Ein gutes Beispiel hierfür bieten die Töchter. Man kann oft die Erfahrung machen, daß sehr moralisch erzogene Mädchen ihre Mutter tief verachten oder sie als eine arme, schwache Frau bedauern, die gezwungen ist, sich vor einem Manne zu erniedrigen, wenn sie entdecken, daß ihre Mutter eigentlich mit einem Manne in geschlechtlichem Verkehr lebt. Die strenge Tochter hatte nämlich, durch Identifizierung mit den erzieherischen Verboten, längst aus ihrem Bewußtsein gelöscht, daß einst auch sie sich nach dem Geschlechtsleben sehnte, daß alle ihre Wünsche dahin gingen, wie die Mama von dem Papa geliebt zu werden, Kinder zu gebären und zu nähren. Wie die übrigen Befehle hat sie auch jenen befolgt, daß ein Mädchen an so etwas nicht denken darf, doch der alte Groll kehrt wieder in der Strenge, mit der sie die Mutter nun verurteilt.

In diesem außerordentlich typischen Falle wird durch das Verhalten der Mutter die Tendenz des Kindes verstärkt, sich mit ihren Befehlen zu identifizieren, anstatt die Mutter zu lieben und verstehen. Die Liebe wird erschwert durch die Tatsache, daß die Mutter sich selber gestattet, was sie dem Kinde verbietet. Das Verständnis scheitert an dem Widerspruch, der darin liegt, daß etwas bei dem Kinde als Unart oder gar Sünde betrachtet wird, was die Erwachsenen ganz frei tun dürfen.

Von der Art der Erziehungsweise hängt es ab, ob das Kind sich mit dem Befehl oder mit den wirklichen Eltern identifiziert. In beiden Fällen kann das Ergebnis eine Entfremdung zwischen Eltern und Kindern sein. Ist die Erziehung streng, so identifiziert sich das Kind mit den Befehlen und verurteilt (wie im obigen Beispiel) von der Höhe seiner Selbstbeherrschung herabsehend die Eltern und die ganze erwachsene Gesellschaft. Ist der Druck der Erziehung geringer, so identifiziert sich das Kind mit den Eltern, tut, was diese tun, und gerät in Konflikt mit den Verboten und Geboten, die, wenn auch erfolglos, doch von der weiteren Umgebung immer wieder betont werden. In diesem Falle wird es dem Kinde unmöglich gemacht, „brav" zu sein. Es macht alles wie die Eltern, und trotzdem erntet es nur Tadel überall. Die Unsicherheit, in der sich das Kind befindet, erschwert sowohl die Liebe zu den Eltern wie eine eindeutige, auf Identifizierung beruhende Charakterbildung. Das Endergebnis ist auch hier: Entfremdung. Der triebhaft gebliebene Mensch gerät in Konflikt mit den

Moral predigenden Eltern, die ihm weder die Kraft zur Selbstbeherrschung noch eine wirkliche Freiheit gegeben haben.

Auf diese Art kann es nun geschehen, daß die Identifizierung selbst letzten Endes die Kinder von den Eltern entfernt. Das wirksamste Gegenmittel ist, wenn wir bei der Erziehung von Anfang an bestrebt sind, soviel als möglich auf die Vernunft des Kindes einzuwirken. Mit anderen Worten, wenn es uns gelingt, in möglichst großem Maße die Einsicht an Stelle der Identifizierung zu setzen. Das kann auf die verschiedensten Arten durchgeführt werden. Zum ersten müssen wir darauf verzichten, Rekordleistungen auf dem Gebiete der frühen Dressur erzielen zu wollen. Denn was wir so an schneller Anpassung gewinnen, verlieren wir an der Geschmeidigkeit des Denkvermögens. So manches, was sich das ein- oder zweijährige Kind nur auf dem Wege der Identifizierung zu eigen machen kann, kann dem drei und vier Jahre alten ohne allzugroße Mühe verständlich gemacht werden. Natürlich dürfen wir nicht glauben, mit solchen Erziehungsmaßnahmen die Identifizierung vollkommen aus der Welt schaffen zu können. Erstens setzt sie viel früher ein, als Erklärungen überhaupt möglich sind, zweitens wissen wir ja, daß „Verstehen" und „Erklären" ebenfalls auf Identifizierung beruhen. Wir können aber eine allzugroße Starrheit der Identifizierungen, eine allzugrobe Vergewaltigung des kindlichen Ichs vermeiden. Wenn das Kind nicht genötigt wird, neben der Befolgung eines erzieherischen Befehles gleichzeitig seinen eigenen Wunsch zu verurteilen, so wird viel weniger den Eltern geltende Aggression in die Identifizierung verarbeitet. (Siehe das Beispiel des kleinen Mädchens, das seinen Stuhl nicht hergeben wollte, S. 62.)

Ein anderes wirksames Mittel zur Vermeidung der blinden, auf Identifizierung beruhenden Anpassung ist, wenn die Erwachsenen bereits dem ganz jungen Kinde gegenüber geneigt sind, ihre gelegentlichen Irrtümer offen einzugestehen[1]. Natürlich handelt es sich hierbei um Irrtümer, die das Kind irgendwie selbst angehn und die es zumeist auch von selbst entdeckt. Das Zugeben des Irrtums fördert die Kritik und den Mut des Kindes zum unabhängigen Denken. Es ist sehr lehrreich, das Verhalten des Kindes zu beobachten, wenn ihm ein Fehler oder eine Unwissenheit seitens der Eltern zugestanden werden. Einerseits freut es sich über die Sache, da es dadurch den Eltern nähergerückt wird, andererseits protestiert es und fordert, wir sollen nicht irren und die Allwissenden und Allmächtigen bleiben, für die es uns hält. Denn wenn auch die Eltern irren, schwebt die Ersatzbefriedigung in Gefahr, die sich das Kind auf dem Wege der Identifizierung verschaffen

---

1) Dieses Verhalten dem Kinde gegenüber entspricht genau den Ferenczischen Ratschlägen in Bezug auf das Verhalten des Analytikers bei der Charakteranalyse. Das Eingestehen gelegentlicher Fehler und Irrtümer seitens des Analytikers empfiehlt er als eines der wertvollsten Hilfsmittel in der schweren Arbeit des Abbaus der automatisch gewordenen Verhaltungsweisen des Individuums.

wollte. Ursprünglich hält sich das Kind nämlich selbst für allmächtig; wenn es dann gezwungenermaßen einem Befehl gehorcht, entsagt es dieser Allmacht, legt sie aber gleichzeitig den Eltern bei, denen es mittels Identifizierung ähnlich werden will.

Eine Schar von Kinderaussprüchen beweist, daß in der Phantasie des Kindes den Eltern nichts unmöglich ist. Eines der vielen Beispiele: Einem sechsjährigen kleinen Mädchen verweigert man einen Wunsch mit der Begründung, man habe kein Geld. Das Kind: „Papa, warum machst du denn keins?" „Das kann nur der König." „Ja, bist du denn kein König?" sagt darauf das Kind ganz enttäuscht.

Wie sehr der Narzißmus des Kindes verletzt wird, wenn es sich zeigt, daß z. B. der Vater, mit dem es sich identifiziert hatte, nicht der erste Mann der Welt ist, zeigt die folgende Begebenheit: Der Vater geht auf eine Tour, der kleine Junge erfährt, daß bei dieser Gelegenheit nicht sein Papa, sondern Jemand anderer der Führer sei. Dem Kinde kommt die Sache ganz unglaublich vor, und man kann ihm kaum verständlich machen, daß sein Vater nicht immer der erste ist, wo es selbst ausschließlich der erste sein möchte.

Jeder weiß, daß der häufige Seufzer des Kindes, „wenn ich erst groß bin" bedeutet „wenn ich alles werde tun können, was ich will." Für das Kind ist also die Identifizierung ein Mittel, die alte Selbstherrlichkeit wiederzugewinnen. (Diese Hoffnung vergrößern noch jene Eltern, die, während sie mit den Kindern streng sind, sich selbst allerhand gestatten.) Die meisten Eltern glauben, daß sie die Kinder dann für das Leben erziehen, wenn sie unbedingten Gehorsam und unbeschränkten Glauben von ihnen fordern. Dagegen steht die Sache umgekehrt, und die Kinder kommen dann in engere Berührung mit der Realität, wenn sie die Erfahrung machen, daß auch die Eltern weder allmächtig noch unfehlbar sind.

Zusammenfassend können wir nun sagen, daß *die Identifizierung sich nie als direkter Abkömmling des Narzißmus verleugnet*. Wenn es auch zuweilen so aussieht, als sei sie ein Mittel der Entsagung und Anpassungsfähigkeit, stellt es sich am Ende heraus, daß sie durchwegs an ihrem alten Ziel, der Verteidigung des Narzißmus festhält. Im Gegensatz zur Identifizierung sind *Liebe* und *Einsicht* jene beiden Faktoren, mit deren Hilfe wir einen tatsächlichen Zusammenhang mit der Realität gewinnen. Daraus folgt, daß wir in der Erziehung diesen zwei Wirkungskräften die größte Bedeutung beimessen müssen. Die Fähigkeit zu lieben und die Einsicht bzw. die Vernunft sind die echten Waffen zur Eroberung der Außenwelt. Denn während wir uns mittels der Identifizierung mimikryartig der äußeren Gewalt ergeben, befähigen uns Liebe und Vernunft dazu, die Außenwelt unseren Wünschen gemäß zu beeinflussen.

Die Befreiung des Kindes

Ein Psychoanalytiker erzählte gelegentlich folgenden Fall aus seiner Praxis. In seine Ordination kam eine Mutter mit ihrem Töchterchen, das sie wegen verschiedener neurotischer Symptome behandeln lassen wollte. Da der betreffende Arzt keine Erfahrung mit Kindern besaß, und da während der Besprechung bald klar wurde, daß die ebenfalls neurotische Mutter einen wesentlichen Anteil an der Krankheit des Kindes hatte, riet er ihr, sich selber analysieren zu lassen. Die Mutter ging darauf ein, und der vom Arzt erwartete Nebenerfolg der Kur war die Genesung des Kindes durch das Gesundwerden der Mutter. Trotzdem man in diesem Falle leicht eine erbliche Belastung bei dem Kinde hätte annehmen können, stellte es sich heraus, daß die Umwandlung eines wesentlichen Teiles der Umgebung des Kindes, nämlich der Mutter, dem Kinde zu einer normalen, gesunden Reaktionsweise verhalf.

Dies ist nur eine unter den zahlreichen psychoanalytischen Erfahrungen, die bestätigen, daß — von extremen Fällen abgesehen — an der Entstehung einer Neurose die Anlage (Konstitution) zumeist den geringeren, die Umgebung hingegen den weitaus größeren Anteil hat. Auch die eine Krankheit verursachenden Erlebnisse (Traumen) erhalten Sinn und Bedeutung gewöhnlich erst im Zusammenhang mit der Gesamtsituation, in der das Kind von ihnen betroffen wurde. Das gleiche Erlebnis kann in der einen Umgebung ohne schädliche Folgen vom Kinde verarbeitet werden, während es in einer anderen jenen letzten Tropfen bedeutet, welcher das volle Glas zum Überfließen bringt. Die Art der Umgebung, der Ton, der in der Familie herrscht, der Charakter der Eltern, die allgemeine Behandlung, die dem Kinde zuteil wird, und insbesondere das Verhältnis zwischen Verboten und Befriedigungsmöglichkeiten spielt dabei die entscheidende Rolle. Die Eltern haben also eine ungeheure Macht über das Schicksal des Einzelnen, sie sind es, die letzten Endes die Verantwortung für den guten oder bösen Charakter, für seelische Gesundheit oder Fehlentwicklung des Kindes tragen. Das heißt, sie müßten diese Verantwortung tragen, wenn sie im Bewußtsein ihrer Macht wären. Aber die Eltern kennen nur ihre bewußten Vorsätze und sind vollständig im unklaren darüber, auf welchen geheimen Wegen ihre ganze Persönlichkeit, ihre Lebensweise, ihre Gewohnheiten usw. auf das Kind einwirken. So mancher Sohn, der sich dem Vater ganz entfremdet fühlt, erkennt nicht, daß er sich selbst nach dem Ebenbilde des Vaters entwickelt hat, und die wenigsten Eltern merken, daß in ihren Kindern, ihren erzieherischen Bemühungen zum Trotz, *ihre eigenen Fehler* erstanden sind. Merken sie es aber, so denken auch sie weit eher an Vererbung, denn an die viel einfachere Tatsache, daß das, was sie sind, die gleiche oder noch größere Wirkung auf das Kind ausübt, als das, was sie bloß sagen.

Die Unkenntnis der Zusammenhänge ist es allein, die die Erzieher der Verantwortlichkeit enthebt, und die es überflüssig macht, daß wir die Schuldfrage überhaupt aufwerfen. Seit viel zu kurzer Zeit wissen wir einiges über die recht verwickelten Wege, auf denen die seelische Entwicklung des Menschen verläuft, und was wir wissen, ist noch nicht genug, um in jedem Fall ein endgültiges Urteil fällen zu können. Nicht auf Anschuldigungen, sondern auf die Sammlung von Erfahrungen kommt es also an. Wir werden allgemein einsehen müssen, daß mehr Verständnis und tiefere Einsicht in die wirklichen Probleme für eine erfolgreiche Erziehungsarbeit unumgänglich notwendig sind.

Nun werden aber manche einwenden: wenn es auch wahr sei, was die Psychoanalyse über die Bedeutsamkeit der frühesten Kindheitserlebnisse festgestellt hat, so könne man doch schwerlich verlangen, daß nunmehr alle Eltern gelernte Psychologen sein sollen. So befremdlich es auch klingt, glaube ich doch nicht, daß dies eine Sache der Unmöglichkeit wäre. Nur müßte man an Stelle „gelernter" Psychologen „natürliche" Psychologen sagen. Infolge der durch die moderne Erziehung notwendig gewordenen sehr weitgehenden Verdrängung ist uns ein wertvolles Stück natürlichen psychologischen Verständnisses abhanden gekommen, welches manchmal ganz ungelehrte, aber weniger „verdrängte" Menschen vollauf besitzen. Es ist also nicht so sehr das Erlernen neuer Tatsachen, was wir von den Erziehern wünschen, als vielmehr ein Wiederwissen von etwas Vergessenem. Die Voraussetzung für eine verständnisvolle Erziehung ist im Grunde genommen nichts anderes als die Erinnerung an das, was wir alle als Kinder gewußt haben. Wir wissen, wie schwierig dieses Wiedererinnern ist, doch es ist darum keineswegs unmöglich. Warum ist aber — könnten hier wieder die Gegner fragen — dieses Wissen überhaupt nötig? Wir haben ja gesehen, daß die Triebbeschränkung eine notwendige Begleiterscheinung der Kultur ist; müssen wir schon dieses Opfer bringen, so geschieht es vielleicht noch besser unbewußt als bewußt. Wie man sich etwa lieber narkotisieren läßt, als daß man den Schmerz bewußt erleidet. Es kann sich aber herausstellen, daß auch die Narkose etwas recht gefährliches ist. Man läßt sich möglicherweise eine Anzahl gesunder Zähne ausreißen, ohne sogleich den Verlust zu merken. Eine — allerdings nicht gewollte — Folgeerscheinung unserer Erziehungsweise ist nämlich ein allgemeiner (der Narkose gut vergleichbarer) Stumpfsinn auf dem Gebiete der Selbstkenntnis. Die Erinnerung an unsere Verluste und Entsagungen in der Kindheit wird möglichst rasch vergessen und begraben, und die Auflehnung gegen die ertragene Unbill wird meistens umgewandelt in die Formel: „Was ich ertragen habe, wirst du auch ertragen können." So rächt sich eine Generation an der anderen für ihr verdorbenes Kinderglück.

Eben dieses Kinderglück und infolgedessen auch das Lebensglück im allgemeinen ist in unserer Kultur in ganz erschreckendem Grade geschmälert

worden. Die Luft ist voller Kinderklagen. Die Romane, die früher zumeist von den Seelennöten der Verliebten handelten, befassen sich jetzt in auffallendem Maße mit der Kindheit, die fast durchwegs als eine traurige Schreckenszeit beschrieben wird. Und das gerade heute, da doch die Probleme der Pädagogik im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen und mit den verschiedenartigsten Neuerungen auf dem Gebiete des Schulwesens und der Kinderfürsorge daran gearbeitet wird, das Leben des Kindes zu verschönern und zu erleichtern.

Ich meine, daß die immer intensiver werdende Beschäftigung mit pädagogischen Problemen bereits die Folge der wahrnehmbaren Verschlimmerung in der Lage des Kindes ist. Diese Verschlimmerung ist durchaus psychischer Art und betrifft in gleicher Weise das allerhand Gefahren ausgesetzte Arbeiterkind wie das wohlbehütete Bürgerkind. Die moderne Stadtkultur hat in der Umgebung des Kindes eine Veränderung nach sich gezogen, welche die Bewältigung der allgemein-menschlichen Entwicklungsschwierigkeiten bedeutend erschwert. Die wesentlichsten Merkmale dieser veränderten Umgebung sind die erhöhte Schutzbedürftigkeit und Angewiesenheit des Stadtkindes auf seine Eltern und die größere Spannung zwischen dem Triebleben und den Forderungen der Moral und Schicklichkeit. Als drittes wichtiges Moment können wir noch hinzufügen, daß zugleich mit der größeren, d. h. länger dauernden Abhängigkeit unserer Kinder die fast vollkommen neue Forderung ersteht, das Kind solle nach Beendigung der Erziehungsarbeit sowohl in materieller wie seelischer Hinsicht möglichst unabhängig von den Eltern werden. Während in früheren Zeiten die ganze Art der Lebensführung, Beschäftigung, oft auch der Wohnort von einer Generation zur anderen unverändert blieb und das Individuum bloß seine ersten kindlichen Liebesobjekte vertauschen mußte, sonst aber die ganze heimatliche Umgebung behalten konnte, muß der heutige Stadtmensch sich in jeder Hinsicht an Heimatlosigkeit gewöhnen. Was früher nur einige Auserwählte, Neuerer, Entdecker oder Abenteurer gewagt haben, muß heute gegebenenfalls ein jeder von uns vollbringen können.

Man stelle sich einmal vor, was diese Veränderung in den allgemeinen Lebensbedingungen in seelischer Hinsicht bedeutet. Die erhöhte Schutzbedürftigkeit und Abhängigkeit des Stadtkindes allein bewirkt schon, daß die allgemeinen, fast biologisch zu nennenden Entwicklungsschwierigkeiten, die wir als Ödipus- und Kastrationskomplex beschrieben haben, weit schärfer hervortreten. Die Eltern sind ja der einzige fixe Punkt im Leben unserer Kinder. Der Stadtmensch ist ein heimatloser Wanderer. Er lebt ohne ein festes Heim (d. h. ohne einen sicheren Wohnort, auf den das Kind einen Teil seiner Gefühle übertragen könnte), in einer fortwährend wechselnden Umgebung. Doch während der primitive Nomade sein Kind einfach auf dem Rücken trägt und mit einer ziemlich gleichbleibenden Gruppe umherzieht, werden unsere Kinder Fremden (Erziehern, Nachbarn, Hausangestell-

ten) anvertraut, die es immer wieder verlassen, und die einzig sicheren Eltern verwandeln sich in ferne Sehnsuchtsgestalten.

Hand in Hand mit der geringeren Beständigkeit der Umgebung geht die geringere Freiheit des Stadtkindes im Ausleben seiner Triebe. Während das Dorfkind bei größerer Bewegungsfreiheit auch mehr Gelegenheit zur straflosen Befriedigung seiner Triebwünsche hat, befindet sich das Stadtkind, insbesondere das wohlbehütete Bürgerskind, ständig unter dem beobachtenden Auge der Erwachsenen. In den vier Wänden der elterlichen Wohnung gefangen, fühlt sich das Kind wie auf einer einsamen Insel inmitten einer fremden und feindlichen Welt, mit deren Gefahren es nur allzufrüh bekannt werden muß. Einer der wichtigsten Faktoren der feindselig-mißtrauischen Einstellung, die uns von der Umwelt abschließt, ist gerade unsere stolzeste Kulturerrungenschaft, die Hygiene. Fremde, die das Kind streicheln oder gar küssen möchten, werden energisch abgewehrt. Wie die Welt in dem Köpfchen eines so gut gehaltenen Kindes aussieht, zeigt der Ausspruch eines vier Jahre alten Mädchens, das auf die Frage, was es denn auf dem gemeinsamen Spielplatz gäbe, antwortete: „Krankheiten!"

Unter diesen Bedingungen ist die im Grunde genommen ebenfalls neuartige Erscheinung, das „Kinderzimmer", entstanden. Das Kinderzimmer ist eine kleine, von der sonstigen Umgebung durch Furcht und Geheimnis abgeschlossene Welt, die dem Kinde keine Möglichkeit bietet, Vergleiche anzustellen, und in der ebendeshalb jedes Ereignis als etwas Einzigartiges erscheint und erhöhte Bedeutung erhält. Das Ergebnis ist die geradezu schwüle Atmosphäre in unserem Kinderzimmer, bestehend aus Furcht vor der Umwelt und ungestillter Sehnsucht nach engerem Zusammensein mit den Eltern. Diese Sehnsucht wird seltsamerweise noch verstärkt durch die räumliche Beengtheit der modernen Familie, da doch die vielen Lügen und die Geheimnistuerei, die das Kind umgeben, ein richtiges Zusammenleben unmöglich machen. Das Kind wird zu einem Lauscher und Aufpasser, um das es umgebende Dunkel zu erhellen, und die Objekte seiner Neugierde können keine anderen sein als die einzig nahen und doch meilenweit entfernten Eltern. Die Furcht vor der Außenwelt hinwiederum erhöht die Angst vor den Eltern. Die Kinder klammern sich an sie als ihre einzigen Stützen, und jede Uneinigkeit, Leid, Gezänke, Zorn, Krankheit der Eltern scheint an den Grundpfeilern ihrer Existenz zu rütteln. In dieser allgemeinen Stimmung von gesteigerter Angst, Sehnsucht und Neugier spielt sich nun die Erziehung ab.

Wir merken, es ist keine leichte Aufgabe, unter solchen Umständen in der Erziehung jenes „Allzuviel" zu vermeiden, wodurch das ohnehin stark gefährdete seelische Gleichgewicht des Kindes umgestürzt wird. Die Erziehung ist eben keine mathematische Aufgabe, die nur eine Lösung zuläßt, sie könnte weit eher einem diplomatischen Feldzuge verglichen werden, wobei man sich immer nach den jeweiligen Kräfteverhältnissen richten muß. Dieselbe Erziehungsmaßnahme, die im einen Falle genau das erzielt, was sie

wollte, kann im anderen Falle den größten Schaden anrichten. Dasselbe Wort, in verschiedenem Ton gesprochen, kann ebenfalls vollkommen entgegengesetzte Wirkungen haben.

Ein nicht leicht zu erledigendes Problem ist, wenn einem z. B. erzählt wird, es sei unverständlich, warum dieses oder jenes Kind so übelgelaunt ist. wo es doch niemals geschlagen wurde, nie ein hartes Wort zu hören bekam, alles hat, was es sich nur wünschen kann usw. Da stellt es sich heraus, daß manchmal ein lautes Scheltwort, aufrichtiges Zurschautragen der Ungeduld oder des Ärgers seitens der Erwachsenen weniger peinlich für das Kind wäre, als der andauernde, moralische Druck, der viele anscheinend freundliche Kinderstuben zu wahren Folterkammern macht.

Einige Beispiele mögen hier zur Erklärung dienen: Ein etwa neun Jahre altes Mäderl fängt ganz lustig an zu erzählen „ich will . . .“ die Erzieherin unterbricht sie mit den Worten „Ein Kind hat nicht zu wollen“. Dies wiederholt sich wohl ein dutzendmal, die Erzieherin ereifert sich nicht, bleibt gelassen und ruhig, der Frohsinn des Kindes indessen ist so gut wie verschwunden, und es ist ihm bis zu Ende nicht gelungen zu sagen, was es eigentlich „wollte“. — Eine andere kleine Begebenheit: Ein fünfjähriger Bub möchte gerne von den Trauben essen, die vor ihm auf dem Tisch stehen. Die Erzieherin verweigert die Erlaubnis mit folgenden sanft vorwurfsvollen Worten: „wie kannst du mich nur mit so etwas betrüben.“ Die Augen des Kleinen stehen sogleich voller Tränen. Die Anerziehung eines besonders empfindlichen Gewissens ist also in diesem Falle gelungen. Ob aber der Junge jetzt und auch später im Leben dadurch glücklicher wird, ist recht fraglich. Die ganze „sanfte“ Erziehung ist ja eigentlich Lüge. Die Erzieherin ist gar nicht sanft und liebreich, sondern so streng und ungeduldig, daß dieser kleine Verstoß gegen die Ordnung (Trauben vor dem Mittagessen) von ihr schon als große Verfehlung empfunden wird. Und die mit Genugtuung begrüßten Reuetränen des Kindes sind wohl in Wahrheit Tränen der unterdrückten Wut. Ein Erzieher, der sich nie „ärgert“, sondern nur „tief betrübt“, oder „höchst erstaunt“ über die Bösartigkeit des Kindes ist, kann zu der drückendsten Pein werden. Da hilft kein Schreien und Weinen, nur die gänzliche Unterwerfung durch Veränderung des eigenen Ichs. Natürlich kann diese Wirkung nur in unserem Kinderzimmer erzielt werden, wo ein „Davonlaufen“ gänzlich ausgeschlossen ist. In einer einfacheren Gesellschaft mit mehr Bewegungsfreiheit würden die heutigen Quälgeister zu harmlosen, vielleicht auch komischen Käuzen werden, denen das Kind eine Nase dreht.

Nun müssen wir uns aber fragen, wie es möglich wäre, das Kinderzimmer zu einem erträglichen Ort zu machen. Das Kinderzimmer (Kindergarten, Schule usf. mitbegriffen) ist notwendig und bedingt durch die längere Entwicklungszeit, die der Kulturmensch braucht, um den Kampf um das Leben aufnehmen zu können. Das einzige allgemeine Mittel, das zur Milderung der Nachteile dieser langen Vorbereitungszeit empfohlen werden kann, ist die Aufrichtigkeit. Und zwar die Aufrichtigkeit der Erwachsenen sich selber und dem Kinde gegenüber. Nach allem, was bisher über die Schwierigkeiten der Selbsterkenntnis —

denn das bedeutet ja die Aufrichtigkeit gegen uns selbst — gesagt wurde, wird wohl niemand meinen, dies sei ein hohler Rat. Dieser Rat bedeutet, daß wir durch die Kenntnis unserer eigenen Gefühle, durch das Wissen um unsere eigenen Konflikte in der Kinderzeit zu einer richtigen Einschätzung der Lage des Kindes gelangen können. Dann kann es nicht vorkommen, daß wir auf Grund unserer durch Verdrängung erworbenen Unwissenheit das kleine Kind fast wie ein lebloses Spielzeug behandeln und mit ihm umgehen, als ob es keine eigene Meinung, keine selbständigen Gefühle und Wünsche hätte. Wir werden lernen, *uns den Kindern gegenüber ebenso taktvoll zu benehmen wie Erwachsenen gegenüber.* Wir werden die Kinder zu *möglichst freier Äußerung ihrer Gedanken* ermutigen und die notwendigen *Verbote und Einschränkungen erklären.* Wir werden wissen, daß die Kinder gute Beobachter und scharfe Kritiker sind, und uns davor hüten, sie mit unnötigen Lügen abspeisen zu wollen. Ich hörte z. B. ein sechsjähriges Mädelchen ihrer Mutter, die beteuerte, sie müsse unbedingt von zu Hause fortgehn, antworten: „Warum sagst du immer, du mußt, sag lieber, du willst weggehn!" Damit hat das Kind nicht nur gezeigt, daß es die Mutter durchschaute, sondern auch, daß man ihm ruhig die Wahrheit sagen kann.

Die Aufrichtigkeit seitens der Eltern ist keineswegs gleichbedeutend mit der Verzärtelung des Kindes. Es heißt ja nicht, die Mutter solle zuhause bleiben, wie es das Kind haben möchte. Auch ist das Kind nicht weniger traurig, ob man es aus diesem oder jenem Grunde verläßt. Der Vorteil der Aufrichtigkeit liegt in einer anderen Richtung. Sie ermöglicht es dem Kinde, *Mitgefühl für die Großen zu empfinden.* Die Erwachsenen werden dem Kinde nähergerückt, wenn es erfährt, daß sie gleich den Kindern nur zum Teil ihren Wünschen gemäß handeln dürfen, zum Teil aber Notwendigkeiten gehorchen müssen. Das Mitgefühl mit den Erwachsenen ist bei Kindern nur in den seltensten Fällen anzutreffen. In der Regel erkennt das Kind erst, wenn es selber erwachsen ist, — und auch dann nicht immer, — daß die Eltern nicht ausschließlich Erzieh-Automaten und Pflichterfüller, sondern auch Menschen sind. Der Fehler liegt nie in der Gefühllosigkeit des Kindes, sondern in der Art der Erziehung, die dem Kinde keine Möglichkeit bietet, die Seele seiner Erzieher kennenzulernen. Viele Erzieher betrachten es geradezu als Anmaßung und Unverschämtheit, wenn es dem Kinde einfällt, ihnen dieselben Gefühle, Schwächen und Leidenschaften zuzuschreiben, wie es sie selber besitzt. Die Folge dieser Erziehungsweise ist die so häufige Kälte und Härte der jungen gegenüber der älteren Generation.

Ebenso *unnötig* wie die Verheimlichung unserer Gefühle ist die *Verheimlichung der realen Gefahren,* denen das Kind und der Mensch im allgemeinen ausgesetzt ist. Im selben Kinderzimmer, in dem die Erwähnung von Dingen wie Krankheit, Tod, Sorgen und Unglück

vermieden wird, — wenn jemand stirbt, sagt man, er sei verreist usw. — herrscht der „schwarze Mann“, oder der Schutzmann, der das schlimme Kind holen wird. Man sagt z. B. dem Kinde nicht, es solle sich nicht zum Fenster hinausbeugen, denn wenn es hinunterfällt, so stirbt es, sondern man droht mit irgendeiner Schreckgestalt. Während die Aufklärungen über die realen Gefahren das Kind allmählich in die Lage versetzen, auf sich selber aufpassen zu können, bewirkt die Drohung mit einem allgegenwärtigen, unentrinnbaren Schreckgespenst und ebenso die ständige Obhut ohne Erklärung der wirklichen Gefahrmöglichkeiten, daß das Kind die Fähigkeit und den Mut zur Freiheit vollkommen einbüßt. Das Kind, dem man das Wissen um die Schattenseiten des Lebens ersparen will, wird in den Glauben gewiegt, man müsse nur hübsch artig und folgsam sein, dann könne einem nichts Böses widerfahren. Dieser Glaube erhöht in ungeheurem Maße die Macht der Eltern, doch eben dieser Glaube bewirkt, daß Ereignisse, die diesen Glauben Lügen strafen, zu traumatischer Bedeutung gelangen. Tod oder Krankheit in der Familie können das Kind in die furchtbarste Angst und Ungewißheit stürzen. Entweder muß es an der Macht der Eltern zweifeln, dann gibt es keine Sicherheit mehr auf Erden: hält es aber an seinem Glauben fest, dann wird seine Furcht vor den Eltern erhöht, die so grausam strafen. Einfache wahrheitsgetreue Aufklärung der Kinder läßt sie zwar die Grenzen der elterlichen Macht erkennen, doch kann die reale Angst, die dadurch geweckt wird, nie in die uferlose Angst jener Kinder ausarten, die in ihrer Unwissenheit überall Böses wittern.

Wir sehen: die Aufrichtigkeit ist der Weg zu der inneren Befreiung des Kindes und damit auch des Erwachsenen, — trotz der Enge des Kinderzimmers und der langdauernden Abhängigkeit, in der es seine Lehrjahre verbringt. Es hat sich als schlechtes Geschäft erwiesen, wenn wir die Mühe der langen Erziehung uns von dem Kinde mit gesteigerter Anhänglichkeit bezahlen lassen wollen. Die Anhänglichkeit entartete zu Angst vor dem Leben, zu innerer Unfreiheit und Gefühlskälte. Wir wurden keine liebevolleren Kinder, nur weniger glückliche und gesunde Erwachsene. Wir werden nun lernen müssen, daß der Hauptzweck der Erziehung die Befreiung aus dem Kinderzimmer ist. Die Erziehung darf nichts anderes sein als der Weg, der aus dem Kinderzimmer heraus, — und so schmerzlich dies auch für uns sein mag, — von den Eltern wegführt. Nur jene Eltern, die diesen Weg — der ja auch für das Kind schwer genug ist — nach Möglichkeit erleichtern, können hoffen, daß sie sich ihre Kinder im erwachsenen Alter, wenn auch nicht als folgsame Untertanen, so doch als gleichberechtigte Freunde erhalten werden.

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Einleitung:	Das Kinderzimmer und die Erwachsenen	49
I. Kap.:	Die Erziehung der Triebe	54
II. Kap.:	Der Ödipuskomplex	68
III. Kap.:	Der Kastrationskomplex	86
IV. Kap.:	Die Identifizierung	
	1) Die Eroberung der Außenwelt	105
	2) Das Kind und seine Erzieher	112
Schlußwort:	Die Befreiung des Kindes	124

Mitteilung an die Mitarbeiter

Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" bereitet ein Sonderheft über

Spielen und Spiele

vor, das möglichst schon im Frühjahr erscheinen soll. Die Schriftleitung bittet die Mitarbeiter, ihre Beiträge für dieses Sonderheft so rasch als möglich Herrn Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7, einzusenden, bzw. Beiträge, die noch in Vorbereitung sind, ihm (mit Angabe des Titels, des ungefähren Umfangs und des ungefähren Zeitpunkts der Fertigstellung) anzukündigen.

Geschäftliche Mitteilung

Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" ist aus dem „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (A. J. Storfer) in den „Internationalen Psychoanalytischen Verlag", mit dem sie auch bisher in engster Arbeitsgemeinschaft stand, übergegangen.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien I, Börsegasse 11. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Urteile über die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

Der Vorteil der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" ist es, bei strengster Wissenschaftlichkeit amüsant und kurzweilig zu sein.

Monistische Monatshefte

Man übertreibt kaum, wenn man sie die beste pädagogische Zeitschrift nennt, die es gegenwärtig überhaupt gibt. Sie wird von Analytikern und Nichtanalytikern geschrieben; der Stil ist keineswegs so fachwissenschaftlich und schwer, daß die Aufsätze nur mit spezieller Vorbildung lesbar wären; im Gegenteil sind fast alle Aufsätze allgemeinverständlich.

Leipziger Volkszeitung

Wer einmal ein Heft dieser Zeitschrift gelesen hat, wartet mit Spannung auf die nächste Nummer. Denn sie bringt ihm soviel Neues in offener Sprache, über das man früher zu schreiben sich nicht getraute, daß ihr möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist. Unsere Schulpflegen sollten die Zeitschrift auf irgend eine Weise ihren Mitgliedern zugänglich machen.

Winterthurer Arbeiterzeitung

Diese Zeitschrift hält die glückliche Mitte zwischen wissenschaftlicher Einstellung und Allgemeinverständlichkeit, gepaart mit einem guten literarischen und stilistischen Niveau.

Deutsche Zeitschrift für Homöopathie

Unsere Arbeit in der Schule erhält von der Psychoanalyse wertvolle Anregungen und Aufschlüsse. Es gibt kein Ausweichen mehr, wir müssen auch diesen Zweig der Seelenkunde kennen lernen. Ein zuverlässiger Führer ist die genannte Zeitschrift.

Pfälzische Lehrerzeitung

Aufsatz für Aufsatz der Zeitschrift bringt Beispiele Menschenleids und seines Urgrundes, oft so packend und überzeugend, daß man wünschte, es gäbe Tausende von Pädagogen, die in dieser Methode zu Hause wären, Hunderttausende von Eltern, die ihre Forderungen für eine richtige Erziehung verstünden. Darum ist gerade diese Zeitschrift berufen, Fackel zu sein. Sie ist sich dessen bewußt und schreibt deshalb in einer Sprache, die auch Nichtgelehrten verständlich ist. Möge sie viel gelesen werden und unendliche Früchte tragen.

Volksblatt, Halle

Man könnte sich denken, daß Behörden und Pädagogenkreise hier die Gefahr einer psychoanalytischen Verseuchung unseres Schulwesens fürchten und aus berechtigten sachlichen wie persönlichen Gründen nunmehr gegen den Versuch vorgehen.

Zeitschrift für pädagogische Psychologie

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VI. Jg., (1932), Heft 2/3 (Febr.—März)

VI. Jahrg. Februar—März 1932 Nr. 2/3

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Alice Bálint

Die Psychoanalyse des Kinderzimmers

Das Kinderzimmer und die Erwachsenen — Die Erziehung der Triebe — Der Ödipuskomplex — Der Kastrationskomplex — Die Identifizierung — Die Eroberung der Außenwelt — Das Kind und seine Erzieher — Die Befreiung des Kindes

Preis dieses Doppelheftes Mark 2·—